1,40 DM / Band 111
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die grausamen Ritter



Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 750 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 65



Die grausamen Ritter

John Sinclair Nr. 111

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 19.08.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die grausamen Ritter

Sie kamen wie der Sturmwind über das Land.

Sieben Gestalten. Sieben grausame Ritter, die längst in ihren Sarkophagen hätten vermodert sein müssen.

Doch sie lebten, und sie kannten keine Gnade.

Womit sie vor fast 1000 Jahren begonnen hatten, das wollten sie in der Gegenwart fortsetzen.

Mord, Totschlag, Plünderung.

Und sie standen nicht allein, denn sie hatten zwei starke Verbündete: Asmodina und Barrabas, den Drachen…

»Wirf mir das Gewehr rüber!« rief Ben Dwyer mit harter Stimme. »Wir verteidigen uns bis zum letzten Blutstropfen!«

Sein Bruder warf ihm einen mißbilligenden Blick zu. »Hör mit deinen verdammten Reden auf. Wir sind hier nicht im Krieg, zum Henker!«

»Für mich ist aber Krieg.« Ben bekräftigte seine Antwort durch ein heftiges Nicken. »Los, gib die Knarre her!«

Tom hob die Schultern, nahm das Gewehr und warf es seinem Bruder zu.

Geschickt fing Ben die Waffe auf. Dann öffnete er das Fenster.

Kühle Luft strömte in den Raum. Der Wind fiel von Nordwesten her in das Tal und brachte den Frühnebel mit. Er trieb ihn in langen Schwaden vor sich her, gleichmäßig, eintönig, so daß die Schleier eine graue Decke über dem saftigen Gras bildeten.

Nur schemenhaft war die Herde zu sehen. Besser zu hören. Die Schafe blökten aufgeregt, die beiden Hunde bellten. Sie hatten Mühe, die anderen Tiere unter Kontrolle zu halten.

Hart preßte Ben Dwyer die Lippen zusammen. Er war ein knorriger Mann, hatte die 60 bereits überschritten, aber er fühlte sich wie 30. Ein Leben in der Natur hatte ihn gestählt.

Er lauschte.

Noch war es still, aber bald würden sie wieder kommen und über das kleine Schäferhaus herfallen. Ben spürte es, die Tiere spürten es, nur sein Bruder Tom wollte es nicht wahrhaben. Tom war ein Weichling, desertiert von der Armee, bei seinem Bruder hatte er sich versteckt.

Tom räusperte sich. »Sollen wir nicht lieber fliehen?« fragte er mit zitternder Stimme.

»Nein!«

»Aber es hat doch keinen Sinn. O'Flaherty haben sie auch niedergemacht.«

»Ich bin aber nicht O'Flaherty.«

»Was willst du denn mit dem Gewehr gegen die Ritter anrichten? Gar nichts, Ben. Los, komm!«

»Halt dein Maul, Feigling!«

»Lieber feige als tot.«

Ben wischte sich über die Stirn. »Das sieht dir ähnlich. Aber nicht mit mir. Ich ergebe mich nicht kampflos, darauf kannst du dich verlassen!«

Tom schwieg. Er sagte lieber nichts mehr. Schließlich verdankte er seinem Bruder viel. Hätte er ihn nicht aufgenommen, so säße er jetzt in irgendeinem Militärgefängnis.

Ben Dwyer starrte in den Nebel, doch die Burg war nicht zu sehen. Die grauen Schleier hüllten sie ein, nicht einmal Umrisse konnte er wahrnehmen.

Ein Schatten huschte heran. Wie ein Geist tauchte er aus dem Nebel

auf. Weiche Pfoten klatschten auf die Erde, dann sprang einer der Hunde an der Hauswand hoch und knurrte. Seine Augen leuchteten gelb.

»Verdammt, hau ab!« zischte Ben. Er drehte das Gewehr um und schlug mit dem Kolben nach dem Tier.

Der Hund zog den Schwanz ein und verschwand jaulend.

Tom nahm jetzt ebenfalls ein Gewehr. Er stellte sich an das zweite Fenster.

Ben Dwyer grinste verächtlich. »Hoffentlich kannst du mit der Knarre noch umgehen!«

Tom hob nur die Schultern. Sie warteten weiter. Es war vier Uhr morgens. Die Zeit zwischen Tag und Traum. Die Stunde der grausamen Ritter. Dann kamen sie und machten alles nieder. Überfallartige Angriffe brandeten gegen einsam stehende Farmen und Gehöfte, die Ritter kannten keine Gnade.

Es war die dritte Nacht, die sich die beiden Brüder um die Ohren schlugen. In den ersten beiden Nächten hatten sie zwar den Lärm gehört, das Rasseln der Ketten, das Quietschen der Rüstungen, aber sie waren nicht angegriffen worden. Nur ein paar Schafe hatten sie verloren. Durch Schwert- und Lanzenhiebe getötet.

Würde der Kelch auch in dieser Nacht an ihnen vorübergehen?

Ben Dwyer zumindest glaubte es nicht. Einmal mußten die Ritter ihre Versprechungen ernst nehmen, aber Dwyer hatte keine Lust, von seinem Land zu weichen. Das gehörte ihm, und es sollte ihm auch weiterhin gehören.

Plötzlich jaulte einer der Hunde.

Hell und klagend vibrierte der Ton durch die Nacht und jagte den Männern eine Gänsehaut über den Rücken.

Im gleichen Moment hörten sie den Hufschlag.

»Sie kommen!« flüsterte Ben.

Sein Bruder nickte. »Noch ist Zeit«, erwiderte er. »Wir können fliehen, Ben!«

»Nein!«

Die Antwort klang endgültig, und Tom gab seinen Plan auf.

Hufe trommelten über den Boden. Plötzlich schien die Erde zu vibrieren. Die Schwingungen setzten sich fort, und Ben hatte das Gefühl, sein Haus würde wackeln.

Er packte das Gewehr fester. Weit hatte er seine Augen aufgerissen. Die Lippen bildeten einen Strich in seinem faltenreichen Gesicht. Sollten sie nur kommen. Er würde es ihnen zeigen.

»Bist du bereit?« fragte er seinen Bruder.

»Ja.« Die Antwort klang schwach, und Ben hatte dafür nur ein verächtliches Lächeln übrig.

In das Donnern der Pferdehufe mischte sich ein anderes Geräusch.

Laute, die entstanden, wenn Waffen gegen Rüstungen dröhnten.

»Mach dich bereit!« sagte Ben.

Er selbst hob sein Gewehr an, drückte den Kolben gegen die Schulter, kniff ein Auge zu und visierte über Kimme und Korn. Er hielt irgendwo hin. Sobald der erste Ritter auftauchte, würde er sich das Ziel schon suchen.

Wie verrückt blökten die Schafe. Sie stoben auseinander. Die Tiere waren wahnsinnig in ihrer Angst. Sie drängten auf das Haus zu.

Eine geballte Masse aus blökenden und schreienden Tieren, die wie eine Brandungswelle kamen und von der Panik so geschüttelt wurden, daß sie alles vergaßen.

Der Instinkt ließ sie im Stich.

Sie klatschten gegen die Hauswand. Die ersten wurden hochgeworfen, fielen wieder auf den Boden und gerieten liegend unter die Beine der nachfolgenden Schafe.

Todesschreie ertönten. Fast menschlich klangen sie, und selbst dem harten Ben Dwyer lief eine Gänsehaut über den Rücken. In seinen Augen glitzerte es feucht, als er sah, wie seine Tiere, an denen sein Herz hing, dahinstarben.

Auch die Hunde waren verrückt.

Sie bissen um sich, wollten sich den Weg freikämpfen, doch die Mauer war zu dicht.

Wieder brandete eine Welle gegen die Hauswand, doch Ben hatte dafür keinen Blick mehr.

Die erste Gestalt tauchte auf.

Der Ritter kam!

Hochaufgerichtet saß er auf seinem Roß. Er hatte sein Schwert gezogen und schwang es im wilden Kampf. Die Rüstung glänzte feucht. Pferd und Reiter wurden vom Nebel umwallt, das Visier des Helms war heruntergeklappt, aber Ben wußte, daß sich unter dem Kopfschutz grausame Totenschädel befanden.

Die grausamen Ritter waren wieder unterwegs. Das Leibregiment des Satans kam und griff an.

Der erste Ritter führte einen gewaltigen Streich. Sein Schwert blitzte für einen Moment auf, und im nächsten Augenblick hatte er Bastard, den größten Hund, getötet.

Das war zuviel für Ben Dwyer.

»Neinnn!« brüllte er seinen Zorn und seinen Schmerz hinaus.

»Ich werde dich packen!«

Sein rechter Zeigefinger lag längst am Abzug. Langsam zog er ihn nach hinten, drückte ab.

Vor dem Lauf blitzte es auf. Den Rückstoß der Waffe fing Ben mit der Schulter ab. Er sah, wie die Kugel den Ritter in die Körpermitte traf, jedoch an der Rüstung abprallte und als Querschläger in den dunklen

Nachthimmel jagte.
Aufhalten konnte das Geschoß den Ritter nicht.
»Verdammt, schieß doch!« brüllte Ben seinem Bruder zu, doch Tom stand da wie gelähmt. Der unheimliche Anblick raubte ihm den Atem.
Weitere Ritter lösten sich aus dem Morgennebel. Hoch stiegen ihre Gäule. Sie ritten die Schafe kurzerhand nieder und trieben die Pferde auf das Haus zu.
Plötzlich war der erste da.
Ben schoß.
Immer wieder zog er den Stecher durch. Das Gewehr schien in seiner Hand zu explodieren, doch die Kugeln richteten keinen Schaden an.
»Du Hund!« schrie er dem Ritter entgegen.
Der parierte sein Tier. Hoch stieg es auf die Hinterhand. Dann kam der Streich mit dem Schwert.
Instinktiv sprang Ben zurück. Das Schwert fuhr dicht an seinem Kopf vorbei, traf jedoch den Waffenlauf und prellte ihm das Gewehr aus der Hand.
Vor dem Haus blieb es liegen.
Im gleichen Augenblick flog die Tür auf. Ein anderer Ritter hatte sie kurzerhand eingetreten.
Er kam in das Haus.
Auch er hielt ein Schwert in der Hand. Seine Rüstung glänzte matt. Im Schein der Laterne sahen die beiden Brüder die leeren Augenhöhlen hinter dem Sichtvisier.
Ein grauenhafter Anblick.
Tom Dwyer schrie. Er ließ das Gewehr fallen, sank auf die Knie und hob beide Hände.
Der Ritter ging vor. Ungelenk, weil ihn die Rüstung behinderte, aber zielstrebig.
Ben sah, was er vorhatte, griff in seiner Verzweiflung nach einem Stuhl und schleuderte ihn gegen den Ritter.
Der Stuhl traf zwar, er zerbrach aber auch. Die Attacke hatte sowieso keinen Sinn gehabt.
Der unheimliche Ritter ließ sich keinen Augenblick von seinem eingeschlagenen Weg abbringen.
Tom hockte noch immer am Boden. Flehend hatte er die Arme erhoben und die Hände dabei ineinanderverdreht. Er schaute auf die Rüstung, sah den Arm mit dem Schwert und wußte, daß er keine Chance mehr hatte.
Der Ritter schlug zu.
Ben Dwyer wandte sich ab. Er konnte nicht mitansehen, was der Unheimliche tat.
Das Fenster brach.
Zwei Ritter kletterten in den Raum, während draußen vor dem Haus

andere wüteten.

Ben schaute sich um.

Flucht! schoß es ihm durch den Kopf. Er mußte fliehen, wenn er sein Leben retten wollte. Vergessen waren all die Heldentaten, die er sich vorgenommen hatte, jetzt ging es um seine Existenz. Die Ritter kannten keine Gnade.

Er rannte.

Eine schmale Tür führte in den kleinen Flur, wo auch die enge Treppe begann. Und dicht daneben befand sich die Hintertür zum Stall und zu den Hundehütten.

Ben kam auch bis in den Flur, und es gelang ihm, die Tür aufzureißen. Da prallte er zurück.

Einer der Unheimlichen stand vor ihm. Eine Lanze in der Hand, deren Spitze auf Ben Dwyer zeigte.

In einer instinktiven Reaktion schmetterte er die Tür wieder zu, machte auf dem Absatz kehrt und rannte die Treppe hoch, obwohl dies auch kein Fluchtweg war.

Die Stufen waren schmal und eng. Dwyer stolperte mehr, als daß er lief.

Die Hälfte der Treppe schaffte er. Dann ereilte auch ihn das Schicksal.

Der Ritter, der vor der Hintertür gelauert hatte, war ihm gefolgt.

Er stand am Fuße der Treppe und hatte den rechten Arm halb erhoben. Die Ärmelglieder seines Kettenhemdes klirrten leise gegeneinander, und dieses Geräusch wurde auch von dem flüchtenden Ben Dwyer vernommen.

Er drehte sich um.

Im gleichen Moment schleuderte der Ritter seine Lanze. Er war ein vorzüglicher Werfer.

Die schwere Waffe bohrte sich in die Brust des Mannes, schleuderte ihn zurück bis gegen die Wand, wo er langsam zu Boden rutschte und liegenblieb.

Jetzt gab es für die grausamen Ritter kein Hindernis mehr. Einer von ihnen hielt bereits eine Fackel in der Hand. Er ritt um das kleine Schäferhaus herum, die Hufe des Gauls trommelten ein dumpfes Stakkato auf den Boden.

Dann schleuderte der Ritter die Fackel.

Sie beschrieb einen hohen Bogen, knallte auf das Dach, rollte die Schräge wieder ein Stück hinunter und wurde von der schmalen Rinne aufgehalten.

Das Holz fing Feuer.

Zuerst glühte es, dann schlugen kleine Flämmchen hervor, und schließlich breitete sich eine Feuerdecke über das gesamte Dach hin aus.

Die Ritter bliesen zum Aufbruch.
Ein schauriges Trompetensignal hallte auf. Es war die Totenmelodie der grausamen Ritter. Sie zeigte immer an, wenn die Horde des Satans einen Sieg errungen hatte.
Die Unheimlichen sammelten sich.
Ihr Anführer, eine hochgewachsene Gestalt mit hellem Brustpanzer, stieß seine Lanze in die Luft.
Das Zeichen!
Die Trompete verstummte. Ein letztes Echo schwang noch über das Tal, dann verstummte es.
Sekunden später verschwand der grausame Spuk ebenso schnell, wie er gekommen war.
Zurück blieb ein Chaos – und zwei Tote.
Die grausamen Ritter hatten wieder einmal zugeschlagen!

***

Der Portier lächelte, als er die Frau sah. »Na, Mrs. Peterson, wieder einmal fleißig?«
»Und wie, Mann.« Die Frau blieb stehen und lehnte sich an die Portierloge.
Der Aufpasser wußte, was er ihr und sich schuldig war. Mit einem raschen Blick hatte er sich davon überzeugt, daß niemand in der Halle war, der zusehen konnte, dann bückte er sich und holte eine Flasche hervor. Zwei Gläser hatte er ebenfalls. Mit geübten Griffen kippte er sie fast randvoll.
»Cheerio, Mrs. Peterson!«
»Cheerio!«
Die beiden tranken. Und Mrs. Sarah Peterson goß den Whisky ebenso zackig in die Kehle wie der Mann. Sie grinsten sich wie zwei Verschwörer zu.
»Die Flasche ist bald leer«, sagte der Portier.
»Dann hole ich die nächste.«
»Gut.« Er kniff ein Auge zu. »Sollen wir uns noch einen ganz kleinen gönnen?«
»Nein, um Himmels willen. Ich muß mit meiner Arbeit fertig werden. Ist der Oberinspektor schon weg?«
»Ja, Mr. Sinclair ist heute in sein Büro gefahren.«
»Der muß ja einen Job haben«, meinte die Frau.
»Wieso?«
»Ich habe keinen Zweitschlüssel von der Wohnung. Bei allen Putzstellen, die ich angenommen habe, komme ich so in die Wohnung hinein. Nur bei Mr. Sinclair nicht.«
»Das verstehe ich nicht.« Der Portier schüttelte den Kopf.
»Vertraut Ihnen Mr. Sinclair denn nicht?«

»Das ist es nicht. Wissen Sie, ich habe mal mit ihm darüber gesprochen. Da sagte Mr. Sinclair, es wäre für meine Sicherheit besser, wenn ich nicht in die Wohnung käme.«

»Warum nicht?«

Die Staubsaugerpilotin hob die rundlichen Schultern. »Keine Ahnung.«

Der Portier wiegte den Kopf. »Ja, er ist schon manchmal seltsam, dieser John Sinclair. Aber sonst ist er ein Kerl, mit dem man Pferde stehlen kann. Er muß nur einen unheimlich gefährlichen Job haben, wie ich hörte.«

Es kamen Besucher. Die Frau hörte sie und verabschiedete sich.

Sie ging zum Lift.

Vom Äußeren her bot sie das Bild einer Putzfrau par excellence.

Ziemlich gewichtig, dabei resolut, Pausbacken und ein energisches Auftreten. Diese Frau gehörte zur Gilde der Menschen, denen die Arbeit noch Spaß machte.

Sie holte sich den Lift nach unten, stieg ein und fuhr hoch zu meiner Wohnung.

Den Schlüssel holte sie sich immer bei Suko ab.

Dort klingelte sie auch jetzt. Nicht der Chinese öffnete, sondern Shao, seine Freundin.

Sie kannte aber Mrs. Peterson. »Ah, Sie sind es«, sagte sie und lächelte.

»Ja, ich brauche den Schlüssel.«

»Einen Augenblick.« Shao verschwand und holte ihn.

Die Putzfrau bedankte sich, nahm den Schlüssel entgegen und ging eine Tür weiter.

Sie schloß auf und betrat die Wohnung.

Wie immer fragte sie auch heute, warum ihr Mr. Sinclair den Schlüssel nicht gab. Sie konnte nichts an der Wohnung feststellen, und auch die Einrichtung war nicht besonders wertvoll.

Wie immer fand die Aufwartefrau die Putzutensilien in einem Einbauschrank in der Diele.

Sie öffnete den Schrank, sah Eimer, Besen, Putzlappen und Schrubber. Genügend Reinigungsmittel waren ebenfalls noch vorhanden. Wenn etwas fehlte, schrieb sie es auf, und der Wohnungsinhaber besorgte dann die Sachen.

Mrs. Peterson machte sich an die Arbeit. Zuerst nahm sie sich die Diele vor. Hier reinigte sie, hängte die Garderobe ordentlich über die Bügel und wischte Staub auf der Kommode. Dann ging sie in den Livingroom.

Hier begann das große Saubermachen. Da Mrs. Peterson eine ordentliche Person war, überging sie nichts. Sie rollte die Teppiche auf, putzte Staub, saugte. Gerade wollte sie sich an die Fenster

begeben, als sie den leisen Ruf hörte.
Irritiert blieb die Putzfrau stehen.
Hatte sie sich getäuscht?
Nein, da war er wieder, der leise Ruf. Aber woher kam er? Hier war doch keiner in der Wohnung, wenigstens hatte sie niemanden gesehen.
Wer aber hatte geschrien?
Leicht vornübergebeugt blieb die Frau stehen. Sie wartete darauf, daß sich der Schrei wiederholte.
Und sie hatte Glück.
Wieder hörte sie den Ruf.
Es war aber kein Hilfeschrei. Jemand rief einen Namen.
Sinclair!
Den Namen des Wohnungsinhabers.
Auf Zehenspitzen bewegte sich die korpulente Aufwartefrau voran. Sie hatte die Augen zu Schlitzen zusammengekniffen und hielt einen Besen fest umklammert.
»Zeig dich, wenn du nicht feige bist! Los, ich will sehen, wo du steckst!«
Nichts. Der Ruf wiederholte sich nicht. Mrs. Peterson glaubte mittlerweile an eine Täuschung. Sie wußte ja, daß der Wohnungsinhaber einen seltsamen Beruf hatte. Manche sprachen sogar davon, daß er Geister jagen würde, aber das war natürlich Quatsch. Doch wenn sie es recht bedachte und die Stimme mit hinzuzählte, die da gerufen hatte, war es doch ein wenig komisch.
Ob es wirklich Geister gab?
Und dann noch in der Wohnung, in der sie putzte?
Mrs. Peterson blieb stehen. Die Frau hob den Besen an und hielt ihn jetzt waagerecht. Sie war bereit, sofort zuzuschlagen, wenn sich irgend etwas Verdächtiges zeigte.
Da – wieder die Stimme.
Sinclair!
Ein verwehender Ruf, ein Hilfeschrei, mehr ein Hauch…
Aber Mrs. Peterson hatte sich die Richtung gemerkt. Der Ruf war von links gekommen, wo der alte schmale Schrank stand. Er war nicht abgeschlossen, wohl steckte der Schlüssel im Schloß. Bisher hatte Mrs. Peterson es nie gewagt, einen Schrank zu öffnen. Sie hatte nicht einmal daran gedacht, doch jetzt wollte sie sämtliche Vorsätze über Bord werfen, denn die Person, die dort um Hilfe gerufen hatte, befand sich sicherlich in Not.
Ob man sie eingesperrt hatte?
Dafür kam an sich nur John Sinclair in Frage. Das traute sie dem Mann eigentlich nicht zu. Er war ihr so sympathisch, ein richtiger Gentleman.

Aber die Stimme ließ sich nun mal nicht wegleugnen.
Wieder rief sie.
Diesmal stand die rundliche Bodenkosmetikerin schon dicht vor dem Schrank. Ihre Blicke glitten über das Holz. Es war keines dieser modernen Möbelstücke, sondern ein älteres Modell, vielleicht Jahre alt.
Zwei schmale Türen besaß der Schrank. Die rechte ließ sich aufschließen, dann war die linke sicherlich nur durch einen Riegel versperrt.
Mrs. Peterson wechselte den Besen in die andere Hand und griff nach dem Schlüssel. Tief atmete sie durch. Ihr Busen wogte auf und nieder. Sie erwartete, einen Mann oder eine Frau in dem Schrank zu sehen, und zog mit einem Ruck die Tür auf.
Nichts!
Der Schrank war leer. Oder fast leer. Regale – drei an der Zahl – teilten die rechte Hälfte auf. Zwei von ihnen waren leer. Doch im oberen stand etwas.
»Mein Gott!« flüsterte die Frau und wankte einen Schritt zurück.
»Das ist doch nicht wahr…«
Sie schloß die Augen, öffnete sie wieder und schaute noch einmal hin. Das Bild blieb.
Vor ihr stand ein Kelch!
Ein phantastisches Stück. Er hatte die Form einer Schale und bestand aus purem Gold!
Ja, es war ein echt goldener Kelch, den Mr. Sinclair in dem Schrank aufbewahrt hatte. Doch nicht nur das Gold faszinierte sie, sondern auch die Edelsteine, die den äußeren Rand als einen rundgezogenen Streifen bedeckten. Die Steine funkelten und gleißten, sobald Licht auf sie fiel. Sie entfalteten ihr kaltes Feuer, so daß Mrs. Peterson nur noch staunen konnte.
Die Raumpflegerin war eine einfache Frau, aber sie ahnte, daß vor ihr etwas ungeheuer Wertvolles stand, und sie wunderte sich, daß so etwas in einem einfachen Schrank aufbewahrt wurde.
Woher sollte sie auch wissen, daß sie den Kelch des Feuers betrachtete, einen Gegenstand Weißer Magie, der eine Abwehrwaffe gegen Dämonen und finstere Mächte bildete.
Davon hatte die gute Frau keinen blassen Schimmer. Sie wollte auch den Schrank hastig wieder schließen, als sie abermals die Stimme vernahm.
John Sinclair
Mrs. Peterson zuckte zusammen.
Die Stimme war doch aus dem Schrank gekommen. Nun täuschte man sie nicht mehr, denn sie stand genau davor.
Bisher hatte sie nur die rechte Hälfte aufgezogen, jetzt versuchte sie

es bei der linken.

Die Raumpflegerin legte den Hebel um und öffnete die Tür.

Leer!

Außerdem besaß diese Schrankhälfte auch nur ein Regal. Dort entdeckte sie eine kleine Schatulle, wie sie Frauen benutzen, um darin ihren Schmuck aufzubewahren.

Von Neugierde getrieben, nahm sie die Schatulle an sich und klappte den Deckel hoch.

In rotem Samt lag ein silberner Nagel!

Das war alles.

Mrs. Peterson schüttelte den Kopf. Sie konnte nicht verstehen, daß jemand einen silbernen Nagel aufbewahrte. Aber es war auch egal. Sie hatte das nicht zu interessieren. Mrs. Peterson wunderte sich nur, woher die Stimme aufgeklungen war, denn sie konnte man nicht wegdiskutieren. Was sie gehört hatte, das hatte sie gehört.

Hilfe, John Sinclair

Die Frau zuckte herum. Die feinen Härchen im Nacken stellten sich hoch.

Wieder diese Stimme.

Und direkt an ihrem Ohr. Es hatte sich angehört, als wäre der Ruf aus dem Kelch geklungen.

Aber gab es das?

Jetzt überwand Mrs. Peterson sich selbst. Sie tat das, was sie sonst nie getan hätte, streckte beide Arme aus und umfaßte den wertvollen Kelch.

Ihre Hände zitterten, als sie ihn aus dem Regal hob und auf einem Tisch abstellte.

Nun konnte sie in den Kelch hineinschauen!

Ihre Augen wurden groß, die Unterlippe begann zu zittern, und der Schweiß trat aus allen Poren.

Der Kelch war nicht leer. Nebel bewegte sich auf seinem Boden, der durcheinanderquirlte und an den Innenseiten hochkroch, ohne allerdings über den Rand des Gefäßes zu quellen.

Aber nicht nur Nebel bewegte sich auf dem Boden des Kelchs.

Die Frau sah auch etwas anderes.

Einen Mann.

Klein und winzig.

Er war an Händen und Füßen angekettet, besaß eine grünliche Hautfarbe und schien ungeheure Angst zu haben, denn er warf sich verzweifelt hin und her.

Mrs. Peterson wußte vieles, aber eins war ihr unbekannt. Sie hatte Myxin, den Magier, gesehen…

***

»Man hört gar nichts«, sagte Shao.
»Wie?« fragte Suko.
»Man hört nichts.«
»Ist doch egal.« Suko war beschäftigt. Ihn kümmerte es nicht, was seine Freundin sagte. Er hatte eine neue Motorradzeitschrift vor sich liegen und studierte die Maschinen.
Da gab es prächtige Feuerstühle.
Hondas, Suzukis, Kawasakis – die Japaner bauten phantastische Modelle. Doch Suko war da ziemlich konservativ. Er schwor auf seine Harley Davidson. Sie war zwar nicht die schnellste, doch Suko hatte sich regelrecht in die Maschine verliebt. Mit ihr zusammen hatte er schon so manchen Sturm überstanden.
»Man hört immer noch nichts«, meinte Shao. Ihre glatte Stirn hatte sie in Falten gelegt.
Suko ließ die Zeitschrift sinken. »Wer keine Sorgen hat, der macht sich welche«, erwiderte er. »Vielleicht putzt sie auch nur Staub und saugt später.« Er grinste. »Du kannst ja hingehen und ihr etwas helfen, wenn es dir zu langweilig ist.«
»Davon habe ich nichts gesagt.« Shao drehte sich um die eigene Achse und ließ sich auf Sukos Schoß fallen. Dabei klaffte der Ausschnitt der weitgeschnittenen Bluse auf und gewahrte Suko einen tiefen Einblick. Seine Freundin Shao hatte es nicht nötig, einen BH zu tragen, sie besaß straffe Brüste und einen geschmeidigen Mannequinkörper. Wenn sie über die Straße ging, klebten zahlreiche Männerblicke an ihrer Figur.
Suko warf die Zeitung auf den Tisch. »Ich glaube, du bist heute wieder ein wenig unruhig«, meinte er lächelnd.
Shaos Blick wurde verschleiert. »Sehr unruhig sogar.«
Sukos Hände strichen über ihre Schultern. »Was kann man denn dagegen machen?«
Shao reckte sich und bog ihren Körper nach hinten. »Rate mal«, flüsterte sie.
Der Chinese brauchte das Rätsel nicht zu lösen, denn in diesem Augenblick klingelte es Sturm.
Einmal, zweimal.
Shao sprang von Sukos Schoß. »Himmel, wer ist das denn?« fragte sie verstört.
»Werden wir gleich haben«, erwiderte Suko, stand auf und lief zur Tür.
Mrs. Peterson fiel ihm förmlich entgegen. Sie war kalkweiß im Gesicht und preßte ihre Hand auf den wogenden Busen. »Mr. Suko«, keuchte sie, »Mr. Suko, kommen Sie schnell.«
»Was ist denn los?«
»Ein Mann…«

»Wo? In der Wohnung?«
»Ja – nein…«
»Was denn nun?« Suko warf Shao einen verzweifelten Blick zu.
Auch die Chinesin hatte inzwischen die Diele betreten.
»Ich – ich habe Hilferufe gehört«, erklärte die Frau. »Da hat einer nach John Sinclair gerufen.«
»Wo genau in der Wohnung?«
»Im Kelch.«
Suko machte ein ungläubiges Gesicht. »Sind Sie sich da sicher, Mrs. Peterson?«
»Ja, absolut.« Die Raumpflegerin erzählte genau, was sie erlebt hatte.
Suko und Shao nickten sich zu. »Da müssen wir wohl mal hingehen«, sagte der Chinese.
»Aber ohne mich!« mischte sich Mrs. Peterson ein. »Ich habe die Nase voll.«
»Klar.« Suko lächelte. »Sie können hierbleiben.« Er drängte sich an Shao vorbei. »Komm!«
Vorsichtig betrat der Chinese das nebenan liegende Apartment.
Er schaute sich suchend um, doch er konnte nichts Aufregendes entdecken. Es sah aus wie immer, nur daß heute die Putzutensilien herumstanden und dadurch so etwas wie Unordnung schafften.
Suko ging auf den Schrank zu. Er wußte, daß dort der Kelch des Feuers aufbewahrt wurde. Und von diesem Kelch hatte die Frau gesprochen.
Suko trat bis dicht an den Schrank und sah auch sofort den Kelch.
Er entdeckte keine Veränderung.
Suko nahm ihn in die Hand. Mrs. Peterson hatte von Veränderungen gesprochen, doch der Chinese sah keine. Der Kelch zeigte sich völlig normal.
Hatte Mrs. Peterson gesponnen?
Daran wiederum glaubte der Chinese nicht. Sie war bestimmt von ihren Eindrücken geschockt gewesen. Sie mußte etwas Außergewöhnliches gesehen haben, was sonst hätte sie so aus der Fassung bringen können?
Die Diamanten funkelten und gleißten. Es waren ungeheuer wertvolle Stücke. Suko hatte immer davor gewarnt, den Kelch nur so in der Wohnung aufzubewahren, war jedoch damit auf taube Ohren gestoßen.
Er betrachtete ihn sich noch einmal ganz genau.
Da sah Suko den Nebel.
In Spiralen wand sich der grauweiße Dampf über den Boden des geheimnisvollen Kelchs.
Suko war erstaunt.
So etwas hatte er noch nie gesehen. Sicher, er kannte den Kelch,

wußte auch, woher er stammte, hatte ihn schon des öfteren in der Hand gehabt, aber ihm war nicht klar, woher der Nebel kam.

Irgend etwas spielte sich dort ab. Eine geheimnisvolle Magie, die ein Bindeglied zwischen zwei Welten herstellte, denn plötzlich sah Suko ein Gesicht.

Myxins Gesicht.

Es schälte sich aus den Nebelwolken, und der Chinese erkannte die Qual, die die Gesichtszüge zu einer Grimasse verzerrten.

»Myxin!« rief der Chinese.

Der Magier hörte nicht. Statt dessen begann er zu sprechen. Stereotyp wiederholte er eine Formel. »John Sinclair, zu Hilfe. Bitte, kommen… zu Hilfe …«

Wieder rief Suko den Namen des Magiers. Keine Reaktion.

»Wo bist du?« Der Chinese versuchte es jetzt auf eine andere Art und Weise.

Myxin hörte nicht. Suko beugte sich vor, bis sein Gesicht dicht über dem Kelch schwebte. »Wo bist du, Myxin? Sag etwas, damit wir dir helfen können!« Eindringlich sprach der Chinese den Magier an. Er hob auch die Hand und tauchte seinen Finger in den Kelch, doch berühren konnte er Myxin nicht. Der Finger verschwand im Nebel und stieß durch das Gesicht des Magiers. Es war nur eine Erscheinung. »Hörst du mich, Myxin! Rede, bitte.«

»Die Ritter… die grausamen Ritter … der uralte Fluch …« Plötzlich vernahm der Chinese Bruchstücke einer gestammelten Erklärung. »Vorsicht, sie kommen, sie sind schon da. Asmodina hat sie erweckt. Sie sollen das Grauen bringen.«

»Was sind das für Ritter?« hakte Suko nach.

»Schlimme Gestalten. Rufus…«

Plötzlich wurde der Nebel dichter, das Gesicht des Magiers verschwand mehr und mehr. Schließlich war es überhaupt nicht mehr zu sehen.

Suko schaute nur in den brodelnden, sich bewegenden Nebel.

Aber auch er verschwand. Als breite Wand kroch er an den Rändern des Kelchs hoch und löste sich auf.

Nichts war mehr zu sehen.

In Gedanken versunken, stellte der Chinese den Kelch wieder zurück in den Schrank. Was er erlebt hatte, war äußerst seltsam, und jetzt galt es, einen Mann zu informieren.

John Sinclair!

***

Ich hockte um diese Morgenstunde in meinem Büro und beschäftigte mich mit allen Fällen. Besonders mit Dr. Tod.

Seit dieser Kerl wieder aktiv geworden war, hatte ich keine ruhige

Minute mehr. Dr. Tod war zu einer permanenten Gefahr geworden, und ich war sicher, daß er wieder irgendeine Teufelei ausbrütete, die meine Freunde und ich dann auszubügeln hatten.

Zuletzt erledigte ich Zargos, den Dämon, der sich in eine teigige Masse aufgelöst hatte. Für Jane, Suko und mich war es ein harter Strauß gewesen, und ich war eigentlich froh, mal ein oder zwei Tage im Büro verbringen zu können. Das kommt zwar selten vor, aber Ausnahmen bestätigen die Regel.

Natürlich stand der Kaffee bereit, den Glenda Perkins mir gekocht hatte. Ich trank bereits die zweite Tasse, und er schmeckte mir wie immer ausgezeichnet. Glenda hatte auch einiges zu tun. Sie hockte im Vorzimmer und hämmerte auf ihrer Schreibmaschine herum.

Dann summte das Telefon.

Da der Anruf nicht über das Sekretariat lief, mußte mich jemand zu sprechen wünschen, der die direkte Durchwahl kannte. Dafür kamen eigentlich nur meine Freunde in Frage.

Ich hob ab.

Es war Suko.

»Entschuldige, daß ich deine heilige Schreibtischruhe störe«, sagte er, »aber es wäre besser, wenn du mal in deine Wohnung kämst.«

»Brennt es?«

»Nein, es geht um deine Putzfrau.«

»Du hast ihr doch nichts angetan, Wüstling?« fragte ich grinsend.

»Ich nicht, aber der Kelch des Feuers.«

Ich war alarmiert. Mit dem Kelch des Feuers hatte es eine besondere Bewandtnis. Ich hatte ihn aus einer Kirche geholt, um damit in Frankreich die Teufelsmönche bekämpfen zu können. Danach hatte ich den Kelch in einen Schrank gestellt. Für mich war er ein Andenken, doch jetzt war etwas mit ihm geschehen.

»Los, erzähle!« forderte ich Suko auf.

Mein Partner ließ sich nicht lange bitten. Ich erfuhr, was sich in meiner Wohnung zugetragen hatte. Und Sie können es mir glauben, ich war verdammt überrascht.

»Was hat sie gesehen?« hakte ich noch einmal nach.

»Myxin, den Magier.«

Mit der flachen Hand schlug ich auf den Schreibtisch. »Verdammt, wie ist das passiert?«

»Keine Ahnung.«

»Hm.« Ich dachte nach. Myxin war verschwunden. Er hatte mir im Kampf gegen den Schwarzen Tod geholfen. Als Quittung dafür war er von Asmodinas Todesengeln entführt worden. Ich hatte vergeblich versucht, ihn zu befreien. Bei dieser Aktion hatte ich fast mein Leben verloren. Damona King rettete mich schließlich.

Und jetzt meldete sich Myxin.

Woher? Aus einer anderen Welt? Aus Asmodinas Reich? Auf jeden Fall war er nicht tot. Das zu wissen, tat mir gut.

Ich sprach Suko darauf an. »Du hast keinen Anhaltspunkt – oder?«

»Nein, den konnte er mir nicht geben.«

Ich kaute auf der Unterlippe. »Hast du vielleicht die Umgebung gesehen, in der er sich befindet?«

»Auch nicht.« Suko räusperte sich. »Er hat nur die Ritter erwähnt und einen Namen. Rufus.«

Ich schwieg. Meine Gedanken überschlugen sich. Ausgerechnet Rufus, Tony Ballards ärgster Gegner. »Okay«, sagte ich. »Halte du die Stellung, ich bin so rasch wie möglich bei dir.«

Suko legte auf.

Eine Sekunde später meldete sich Glenda Perkins durch die Sprechanlage. »Sir Powell erwartet Sie, John.«

»Ausgerechnet jetzt?«

»Ja, es scheint ihm dringend zu sein. Das konnte ich seiner Stimme entnehmen.«

»Gut, ich komme.«

Glenda lächelte, als ich durch das Vorzimmer schritt. Sie war frühlingshaft gekleidet, trug eine weiße Bluse mit V-Ausschnitt und einen hellroten, modischen Wickelrock. Das schwarze Haar hatte sie zu einem langen Zopf geflochten, der ihr bis zum Rücken reichte.

»Schick, schick«, sagte ich nur.

»Schmeichler.«

Leider hatte ich keine Zeit, mit meiner Sekretärin ein wenig zu frozzeln, denn Sir James Powell wartete nicht gern.

Wie immer hatte er Sorgenfalten im Gesicht. Eigentlich kannte ich ihn gar nicht anders.

»Setzen Sie sich«, sagte er nach meinem Morgengruß.

Ich nahm Platz.

»Sind Sie weitergekommen?«

»In welcher Sache, Sir?«

»Dr. Tod.« Auch ihm bereitete dieser Mann Kopfschmerzen, denn dieser Verbrecher stellte wirklich eine Gefahr dar.

»Nein«, erwiderte ich wahrheitsgemäß. »Auch in den alten Akten habe ich keinen Hinweis auf Aktivitäten seinerseits gefunden.«

»Das ist schlecht, dann müssen wir warten, bis er wieder zuschlägt.«

Ich nickte. »Haben Sie von ihm etwas gehört, Sir?«

»Nein, aber ich habe einen anderen Fall.«

Ich war gespannt. »Und welchen?«

Sir Powell blätterte eine Akte auf. »Es sind Berichte aus Schottland eingetroffen, die so unglaublich klingen, daß sie schon fast wieder wahr sein können. Es geht um Ritter. Von einem Zeugen wurde berichtet, daß eine Horde mordender Ritter über einsam gelegene

Farmen und Gehöfte gekommen ist. Diese Gestalten haben dort schrecklich gewütet.«

Schon beim ersten Satz hatte es bei mir geklingelt. »Heißt der Anführer vielleicht Rufus?«

»Keine Ahnung. Wissen Sie mehr?«

»Er ist ein alter Bekannter meines Kollegen Tony Ballard.« Ich berichtete meinem Chef von Sukos Anruf. Auch Sir Powell sah sofort Parallelen. Er nahm einen Schluck von seinem Magenwasser. »Die Ritter sollen laut Zeugenaussage ziemlich schlimm aussehen, das heißt, unter ihren Rüstungen stecken Skelette.«

»Eine Erklärung gibt es nicht?« fragte ich.

»Nein, die sollen Sie finden.« Ich stand auf und nickte. »Dann wollen wir mal wieder«, sagte ich. »Gegen Ritter habe ich lange nicht mehr gekämpft. Wikinger oder Germanen werden es wahrscheinlich nicht sein.« Mit diesem Satz spielte ich auf einen Fall in Deutschland an, der noch gar nicht lange zurücklag.

Sir Powell hob die Schultern. Er meinte aber: »Vielleicht finden Sie eine Spur von Asmodina?«

»Sie meinen wegen Myxin?«

»Ja.«

»Hoffentlich. Denn diese feine Dame steht mir schon bis Unterkante Oberlippe.«

»Dann packen Sie sie doch.«

»Klar«, erwiderte ich grinsend. »Mit der linken Hand sogar. Und mit der rechten drehe ich Dr. Tod den Hals um.«

Sir Powell drohte mit dem Zeigefinger. »Man soll nie versprechen, was man nicht halten kann…«

***

Sie ritten durch die Nacht!

Sieben höllische Gestalten, die längst in ihren Gräbern hätten vermodert sein müssen. Doch ein unseliger Fluch hatte sie zum Leben erweckt, und der Satan selbst hielt schützend seine Hand über sie.

Sieben Ritter.

Siebenmal der Tod!

Sie kannten keine Gnade, sie kannten kein Erbarmen. Für sie zählte nur die Vernichtung. Wenn sie gegen Mitternacht aus ihren Gräbern stiegen und sich auf die Pferde schwangen, dann war das Grauen unterwegs. Sie kamen wie ein Spuk und verschwanden ebenso schnell.

Ihre Ziele: Grauen, Panik, Entsetzen! Wie vor fast 1000 Jahren, als sie sich dem Teufel verschworen und gegen den König und seine Vertrauten kämpften.

Die Hufe ihrer Horror-Gäule trommelten auf den harten Boden.

Manchmal stießen sie gegen herumliegende Steine, und dann stoben

die Funken.

Rufus ritt an der Spitze. Seinen Helm krönte ein schwarzer Federbusch, der vom Reitwind wie eine Sichel nach hinten gebogen wurde. Rufus hatte das Visier seines Helms hochgeklappt. Aus leeren Augenhöhlen starrte er in die Dunkelheit, der Knochenschädel bewegte sich wie eine bleiche Gummimasse.

Rufus wollte töten. Die alten Zeiten sollten wieder auferstehen, als er mit seiner Horde durch die Lande ritt und dabei Angst und Entsetzen verbreitete.

In panischer Angst flüchteten die Menschen, wenn er und seine Ritter unterwegs waren. Doch nur wenige kamen davon. Die meisten überlebten einen Angriff nicht.

Jetzt waren sie wieder unterwegs. Und auch in dieser Nacht sollten Menschen sterben.

Rufus wollte es so.

Und der Satan unterstützte ihn.

Sie ritten durch ein weites Hochtal. Kein Licht schimmerte in der düsteren Nacht. Mond und Sterne waren nicht zu sehen. Die Luft war kühl und klar. Unter den zahlreichen Hufen vibrierte die Erde.

Staub wallte hoch und hüllte die Kavalkade des Schreckens ein.

Längst war ihre Stammburg hinter ihnen Verschwunden. In unvermindertem Tempo jagten sie weiter. Kein Pferd zeigte Erschöpfung, die Gäule liefen wie Uhrwerke.

Ihre Reiter waren schwer bewaffnet. Jeder Ritter trug ein Schwert in der Scheide. Es gab auch welche, die Armbrüste auf dem Rücken trugen. Die Pfeile steckten in Köchern. Andere hielten ihre Lanzen fest umklammert. Mit diesen Waffen konnten sie umgehen, sie waren Meister ihres Fachs.

Jetzt stieg das Gelände an. Sie hatten das Tal fast durchritten und jagten den nächsten Hügel hinauf. Rechts von ihnen lag ein dunkler langer Streifen. Es war ein dichter Wald, der einen Bergkamm bedeckte, und dahinter befand sich ihr Ziel.

Der Anführer schwenkte nach Osten. Fest hielt er die Zügel des Pferdes in den knochigen Händen. Etwas widerwillig schüttelte der Gaul den Kopf, wurde aber dann gezwungen, die Richtung einzubehalten.

Auch die anderen Pferde folgten. Hinter Rufus ritten sechs grausame Ritter. Sie näherten sich dem Wald. Schnell hatten sie bei ihrem Tempo den Wald durchquert.

Die Pferdehufe trommelten über den Bergkamm, wo sich nach wenigen Yards das Gelände senkte und abfiel in ein breites Tal.

Rufus hob den Arm.

Augenblicklich zügelten auch die anderen Ritter ihre Gäule.

Sie ritten neben ihrem Anführer und starrten aus den leeren

Augenhöhlen in das Tal.

Sanfte Hänge, breite Wiesen, hin und wieder eine kleine Bauminsel. Und ein dunkles Band.

Die Straße.

Die Fahrzeuge schnurrten über den glatten Asphalt. Scheinwerfer warfen ihr helles Licht in die Nacht. Sie rissen die Buschwerke im Mittelstreifen aus der Dunkelheit und ließen die Blätter aufblitzen wie Diamanten.

Der Motorway verband Dundee mit Glasgow, und es war eine relativ stark befahrene Strecke, auch in der Nacht. Deshalb hatte es diese Straße den Rittern so angetan.

Sie trieben ihre Pferde über den Hang und ritten auf direkter Linie die Steinbrücke an, die sich über den Motorway spannte.

Die Brücke verband eine schmale Straße. Sie schlängelte sich durch das Gelände und endete im nächsten Ort.

Nachts war die Straße tot. Hin und wieder ein einsamer Radfahrer, mehr nicht.

Früher war die Brücke Teil einer wichtigen Verbindungsstrecke durch die Highlands. Von Kaufleuten wurde sie mit ihren Wagen stark befahren. Nun gab es schnellere Verbindungen.

Im Schritt gingen die Pferde über den Weg. Schon bald erreichten sie die Brücke mit der Steinmauer.

Abermals hob Rufus die Hand.

Augenblicklich parierten die Ritter ihre Gäule. Wie eine Wand blieben sie stehen.

Ein heiserer Befehl.

Absitzen.

Die Ritter stiegen von ihren Gäulen. Einer trieb die Pferde ein paar Yards zurück.

Fünf andere knieten sich zu Boden, so daß sie die Steinmauer als Brustwehr nutzten.

Nur Rufus blieb stehen.

Die Ritter machten sich bereit. Armbrüste wurden gespannt, Lanzen bereitgehalten, Schwerter gezogen.

Unter der Brücke rauschten die Wagen vorbei. Trucks, Pkw. Lichter blinkten, hellten für wenige Sekunden die Nacht auf, bevor die Dunkelheit wieder alles verschluckte.

Niemand sah die Ritter, kein Fahrer kam auf den Gedanken, einen Blick nach oben zu werfen. Die Wagen rasten unter der Brücke hinweg. Autoreifen sangen auf dem glatten Asphalt ihr monotones Lied.

Die Ritter lagen auf der Lauer.

Von der Fahrbahn aus waren sie kaum zu sehen. Hin und wieder glänzte ein Visier auf dem Mauerrand oder blinkte eine Waffe.

Niemand ahnte, welch eine tödliche Gefahr auf der alten Brücke lauerte.
Rufus hob den rechten Arm.
Von fern näherte sich eine Kolonne von drei Wagen. Sie fuhren auf der rechten Seite, überholten also. Danach folgte ein Lastwagen, und hinter ihm blinkte ebenfalls ein Scheinwerferpaar.
Ein dumpfes Lachen drang aus dem Maul des Anführers. Die Szene auf der Autobahn kam ihm sehr gelegen. Wenn seine Vasallen jetzt eingriffen, gab es das Chaos.
Der Arm fiel nach unten.
Noch im gleichen Atemzug flogen die ersten Pfeile…

***

Es wurde die Nacht der singenden Reifen. Wieder einmal führte uns ein Fall nach Schottland. Wir hatten dort schon so manch harten Kampf ausgestanden, ob wir nun gegen die Teufelsrocker gefightet hatten oder gegen den Schwarzen Henker.
Schottland war für jede Überraschung gut.
Der einzige Augenzeuge war ein Schäfergehilfe. Er wohnte in einem winzigen Ort namens Gulbine und hatte die Geschichte einem Freund erzählt. Dieser hatte sich an die Polizei gewendet. So hatte der Fall seine Kreise gezogen. Natürlich fand man die Leichen der Überfallenen, und dann begann die große Rotation.
Polizisten suchten die Umgebung ab, es gab eine Großfahndung nach einem Unbekannten. Dem Schäfergehilfen dagegen glaubte niemand. Bei der Größe des Verbrechens erfuhr Scotland Yard automatisch davon, deshalb war auch Sir Powell mit diesen Dingen konfrontiert worden. Er hatte sie natürlich rasch an mich weitergegeben, damit Suko und ich uns einschalteten.
Leicht gingen wir den Fall nicht an. Wir wußten beide, daß uns kein Spaziergang erwartete, dementsprechend hatten wir uns eingedeckt.
Mein Einsatzkoffer war gut bestückt, auch die neue Waffe, der magische Bumerang, lag darin. Ich war gespannt, wann er mal wieder zum Einsatz kommen würde.
Wir waren nicht allein.
Shao saß hinten im Wagen.
Wegen ihr hatte es Ärger gegeben. Sie wollte nicht allein bleiben, sondern mitfahren. Suko hatte auf sie eingeredet, doch damit keine Erfolg erzielt.
Shao hockte im Fond.
»Ich werde euch auch nicht behindern«, hatte sie versprochen, und die Worte klangen mir noch im Ohr. Nur widerwillig hatte ich meine Einwilligung gegeben, aber wenn Shao sich wirklich raushielt, dann störte sie bestimmt nicht.

Längst war es dunkel.

Suko schaute auf seine Uhr. Die Zeiger leuchteten grün in der Dunkelheit. »In dieser Nacht wird es wohl nichts mehr werden«, meinte er.

Ich hob die Schultern. »Warum auch? Wir haben ja Zeit. Morgen können wir uns in aller Ruhe umsehen.«

»Ja, auf den Burgbesuch freue ich mich«, meinte Suko.

Ich fuhr auf die rechte Seite und überholte zwei Lastwagen. Nach meiner Schätzung mußten wir die Schnellstraße bald verlassen, um diesen komischen Ort namens Gulbine zu erreichen.

Der Motorway war auch um diese Zeit ziemlich befahren. Er führte durch eine landschaftlich reizvolle Gegend, doch in der Dunkelheit sahen wir nichts davon.

Die Hügel rechts und links der Fahrbahn waren dunkel, in die Höhe wachsende Schatten, die irgendwo mit dem Schwarzgrau des Himmels verschmolzen.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Suko fragte: »Wolltest du nicht aufhören zu rauchen?«

»Ja, aber nicht abrupt. Immer langsam und der Reihe nach.« Mit dem Anzünder steckte ich sie in Brand. Schon bald durchzog der Rauch das Innere des Bentley.

Eine langgezogene Kurve.

Ich senkte die Geschwindigkeit und ging die Kurve an. Die Reifen sangen. Ich überholte einen Lieferwagen, dessen Fahrer einen schrägen Blick auf den Bentley warf.

Drei Züge, dann drückte ich die Zigarette aus. Sie schmeckte mir nicht mehr.

Ein gutes Zeichen.

Vor uns rollte ein Lastwagen. Und weiter davor sah ich einen regelrechten Wagenpulk. Drei Fahrzeuge klebten dicht hintereinander. Sie hatten den Lastwagen bereits überholt.

Ich setzte an.

Mein Fuß drückte das Gaspedal tiefer. Ich hatte keine Automatik in diesem Wagen, sondern mußte schalten. Der Motor wurde geringfügig lauter.

Der Bentley bekam noch einen Schub, holte auf.

In diesem Augenblick brach das Chaos los!

***

Es ging alles so schnell, daß man es kaum berichten kann. Die Ereignisse überstürzten sich geradezu.

Wir befanden uns etwa in gleicher Höhe mit dem Lastwagen, als an einem der vor uns fahrenden Pkw das Bremslicht aufleuchtete.

An sich eine normale Sache, doch schon schleuderte der Wagen nach

links.

Der Fahrer auf dieser Seite konnte nicht mehr schnell genug bremsen. Frontal krachte er in die Seite des Fahrzeugs. Auch der dritte Wagen bekam noch etwas ab.

Dessen Fahrer zog seinen Ford nach rechts, kam dem Randstreifen zu nahe, die Reifen verloren die feste Asphaltunterlage, der Wagen drehte sich und krachte gegen einen Brückenpfeiler.

All dies geschah innerhalb von zwei Sekunden. Eine Zeitspanne, in der auch ich reagieren mußte.

Stotterbremse.

Neben dem Bentley fauchte es.

Der Lkw wurde langsamer. Er war vorhin sowieso schon zu schnell gefahren, das plötzliche Bremsen bekam ihm gar nicht. Das Riesenfahrzeug schwankte, es drohte, aus der Spur zu kommen.

»Weg, John!« zischte Suko.

Ich nagelte das Gaspedal.

Der Bentley sprang förmlich nach vorn. Doch durch dieses Manöver kamen wir der Unfallstelle zu nah. Riesengroß wurden die Wagen. Blieb mir noch Zeit?

»Festhalten!« rief ich.

Wuchtig trat ich die Bremse. Der Bentley rutschte. Auf der rechten Fahrbahnseite radierten seine Reifen über den Asphalt, hinterließen eine dunkle Spur, dann sah ich, daß ich es nicht schaffte, und zog den schweren Wagen nach rechts.

Hinein ins Gelände.

Eine Böschung wuchs vor der Brücke hoch. Zum Glück nicht so steil, daß der Wagen zu kippen drohte. Zudem fuhr ich die schiefe Ebene schräg an.

Nur gut, daß wir angeschnallt waren, nur Shao wurde im Fond von einer Seite zur anderen gewirbelt, doch kein Laut der Klage drang über ihre Lippen.

Eisern hielt ich das Lenkrad fest. Ich mußte mich konzentrieren, durfte jetzt nicht nachgeben, zog das Steuer nach links. Der Bentley nahm die Kurve und kam zum Stehen, als ich die Bremse trat.

Er stand jetzt schräg am Hang und mit der Schnauze zur Straße hin. Durch dieses Manöver hatten wir uns nicht mit den anderen Menschen beschäftigen können, die ebenfalls in den grauenhaften Unfall verwickelt worden waren.

Jetzt sahen wir die Flammen.

Sie schlugen aus dem Fahrzeug, das gegen den Brückenpfeiler gerast war, und tanzten wie gierige, helle Finger auf der Motorhaube. Jeden Augenblick konnte das Fahrzeug in die Luft fliegen. Den Fahrer sah ich nirgendwo, vielleicht steckte er noch in dem brennenden Auto.

»Den hol' ich mir!« brüllte ich Suko zu und öffnete schon die Tür.

In der Hand hielt ich bereits den Feuerlöscher, den ich mit einem Griff aus der Halterung geholt hatte.

Ich sprang aus dem Wagen.

Geduckt hetzte ich auf das brennende Fahrzeug zu. Schon auf halbem Weg bemerkte ich den Hitzering, der mir entgegenschlug.

War da überhaupt noch etwas zu retten?

Aus den Augenwinkeln sah ich den Lastwagen. Er war nicht umgekippt, stand aber quer auf der Straße. Sein Fahrer rannte schreiend umher, bis er plötzlich die Arme hochriß und zu Boden stürzte, als hätte ihm jemand einen harten Stoß gegeben.

Verkrümmt blieb er liegen. Etwas ragte aus seiner Brust. Ich konnte nicht sehen, was es war, denn ich hörte die Schreie aus dem brennenden Wagen und mußte mich um den Fahrer kümmern.

Etwas wischte an meinem Kopf vorbei. Ich wußte nicht, was es war, spürte nur den Luftzug, so hautnah hatte der Gegenstand meine Schläfe passiert.

Ich riß den Löscher hoch, drückte den Knopf, und schon sprühte der helle Schaum in die Flammen. Ich ging hin und her, bewegte mich dabei ziemlich schnell und bedeckte die gesamte Motorhaube, die sich verkantet hatte und zum Teil hochgeklappt war. Der Schaum drang auch in den Motorraum, er beschmierte die Frontscheibe, und er erstickte die Flammen. Nur noch Qualm stieg der Brücke entgegen.

Dann war ich an der Tür.

Auch sie hatte sich verklemmt. Ich riß und zerrte.

Vergebens.

Hinter der Scheibe sah ich das angstbleiche Gesicht einer Fahrerin. Augen und Mund hatte sie weit aufgerissen, die Hände halb erhoben, die Finger gespreizt.

Ich nickte ihr beruhigend zu, dabei wußte ich nicht, ob sie es überhaupt gesehen hatte.

Mit dem Feuerlöscher hämmerte ich die Scheibe an. In dem platzenden Geräusch glaubte ich den peitschenden Klang einer Beretta zu hören, aber das konnte auch eine Täuschung sein.

»Klettern Sie durchs Fenster!« brüllte ich die Frau an. Sie hörte mich nicht. Verdammt auch. Ihr Schreien machte mich wahnsinnig.

Den Feuerlöscher ließ ich fallen und schlug kraftvoll mit der rechten Hand zu. Sämtliche fünf Finger landeten auf ihrer Wange und hinterließen dort ihre roten Abdrücke. Die Radikalmethode half, das Schreien verstummte.

Ich packte sie an der Schulter. »Raus aus dem Wagen!«

Jetzt endlich verstand sie. Etwas unbeholfen versuchte sie, ihren Körper durch die Öffnung zu schieben. Es war nicht leicht.

Da sah ich, daß die Tür von innen verriegelt war. In ihrer Angst und Panik hatte die Frau wohl nicht mehr daran gedacht, sie zu öffnen. Ich

zog den Stift hoch, drückte die Frau wieder zurück und öffnete die Tür. Die Fahrerin fiel mir entgegen. Sie wollte sofort auf die Straße rennen, doch ich hielt sie fest.

»Nicht dahin. Laufen Sie die Böschung hoch!«

Sie gehorchte. Wieder hörte ich einen Schuß. Ich duckte mich, sprang zur Seite und sah meinen Freund Suko. Er hockte hinter dem Wagen und feuerte zur Brücke hoch. Ich warf einen Blick dorthin.

Mir stockte der Atem. Auf der Brücke sah ich fünf Ritter! Sie standen dicht hinter der Brüstung, trugen Armbrüste und schossen auf alles, was sich bewegte. Auch auf mich. Mit einem Satz, der zirkusreif war, brachte ich mich vor einem Pfeil in Sicherheit, fiel zu Boden, rollte in eine Mulde und zog meine Beretta.

Durch Zufall waren wir auf die Ritter getroffen, allerdings gefiel mir das nicht besonders, denn wenn ich einen Blick zur Seite warf, sah ich einen Mann auf der Straße liegen, von einem der gefährlichen Pfeile durchbohrt.

Ich feuerte zurück.

Dicht unter dem Rand der Brüstung sauste die Kugel in den Stein. Ein zweites Geschoß traf den Brustpanzer eines Ritters, ohne dem Ungeheuer zu schaden.

»Wir schaffen es nicht!« rief ich Suko zu. »Das ist nur Munitionsverschwendung.«

»Okay.«

Ich warf einen Blick über die Schulter. Suko hockte noch immer hinter dem Bentley. Soeben sirrte ein Pfeil haarscharf über das Dach. Von meinem Standort konnte ich auch über die Straße schauen. Es waren inzwischen immer mehr Fahrzeuge an die Unfallsteile gelangt. Die Fahrer hatten gebremst und waren ausgestiegen. Auf der Gegenseite fuhren die Autos langsamer.

Hoffentlich lief keiner der Leute auf die Brücke zu, denn der Pfeilhagel hörte nicht auf. Als sich dicht neben mir mit einem dumpfen Laut ein Pfeil in den Boden bohrte, da merkte ich, daß es auch für mich Zeit wurde.

Ich riskierte es und jagte geduckt auf Suko zu. Fast fuhr mir dabei ein Pfeil durch die Beine. Mit einem gewaltigen Satz brachte ich mich in Sicherheit.

»Das war knapp!« keuchte ich. »Wo ist Shao?«

»Im Wagen.«

Ich nickte und schielte über den Kotflügel hinweg.

Die Haare standen mir zu Berge, als ich die Frau sah, die ich aus dem brennenden Fahrzeug geholt hatte. Sie stand plötzlich auf und rannte weg.

»Bleiben Sie hier!« brüllte ich. »Runter!«

Erschreckt und irritiert blieb sie stehen, schaute sich um und blickte

genau auf den heranfliegenden Pfeil.
Er drang ihr dicht unter den Hals in die Kehle.
Die Frau brach zusammen.
Ich ballte in ohnmächtiger Wut die Hände. Meine Zähne knirschten aufeinander. Mit unseren Pistolen kamen wir gegen die Panzer der Verdammten nicht an.
»Das packen wir nicht«, sagte Suko.
»O doch!«
Er schaute mich an. »Hast du eine Idee?«
»Ja.«
»Sag schon!«
»Wenn man sie von dieser Stelle nicht kriegen kann, dann muß man eben an sie heran. Es sieht ganz so aus, als wollten sie noch nicht aufgeben, sondern das Spielchen fortführen.«
»Das ist schwer«, sagte Suko.
»Ich weiß.« Den Schlüssel zum Kofferraum hielt ich bereits in der Hand, schloß auf und klappte die Haube hoch.
Die Innenbeleuchtung traf das dunkle Leder meines Einsatzkoffers.
Während Suko weiterhin die Brücke im Auge behielt, fragte er:
»Welche Waffen willst du nehmen?«
»Den Bumerang!«
Suko pfiff durch die Zähne. »Das ist eine gute Idee. Vielleicht kannst du die Burschen sogar von hieraus schaffen?«
»Mal sehen.« Vor mir lag der Einsatzkoffer mit seinem für Dämonen und andere finstere Wesen brisanten Inhalt. Wenn ein Unbefugter versuchte, den Koffer zu öffnen, strömte aus zwei versteckt angebrachten Düsen ein Betäubungsgas, das mit Weihrauch vermischt war, um Dämonen abzuschrecken.
Meine Freunde und ich bekamen den Koffer ohne Schwierigkeiten auf. Wir kannten den Trick.
Zum Glück verhielten sich die Neugierigen ruhig. Auch die Verletzten in den zusammengefahrenen Wagen stöhnten nicht. Bis die Polizei eintraf, würde es sicherlich noch etwas dauern, denn wer sollte sie benachrichtigen?
Vor mir lag der geöffnete Koffer.
Wie auch die anderen wichtigen Waffen, so hatte ich einen Platz für den Bumerang auf dem roten Samt gefunden.
Ich nahm ihn in die Hand. Unwillkürlich dachte ich dabei an den Schwarzen Tod, der durch diesen Bumerang sein Ende gefunden hatte. Ich war der Erbe, der Sohn des Lichts, und ich mußte mich der Aufgabe würdig erweisen.
Suko drückte den Deckel zu.
»Dann gib mir mal Feuerschutz«, sagte ich.
Der Chinese nickte. Er hob den Arm und zielte auf die Brücke, wo

noch immer die Ritter standen und weiterhin ihre Pfeile gegen Fahrzeuge und Menschen schossen.

Suko lehnte am hinteren Kotflügel und feuerte. Es war zwar Munitionsverschwendung, aber ich sah keine andere Möglichkeit.

Während Suko schoß, sprang ich auf den Kofferraum, von dort aus aufs Autodach und holte mit dem rechten Arm weit aus.

Der Arm fuhr nach hinten, schnellte vor, und dann ließ ich den Bumerang los.

Die Waffe zischte durch die Luft. Wie von selbst jagte sie auf ihr Ziel zu. Sie drehte sich ein paarmal um die eigene Achse. Ich sah einen silbernen Streif und hätte die Waffe am liebsten weiter beobachtet, doch ich mußte in Deckung, denn auf dem Autodach stand ich wie auf einem Präsentierteller.

Ich sprang zu Boden.

Suko zuckte zurück.

Im gleichen Augenblick traf die Waffe.

Einer der Ritter – er hatte sich zu weit vorgebeugt – bekam die ganze Kraft des magischen Bumerangs zu spüren. Die Waffe riß ihm den Schädel vom Rumpf.

Auf einmal sah es aus, als würde der Kopf mit dem Helm in der Luft stehenbleiben, dann kippte er langsam nach vorn und fiel in die Tiefe. Er knallte genau auf ein Autodach, wo es einen blechernen Laut gab.

Die Ritter waren schockiert.

Sofort stellten sie das Schießen ein. Auch der Torso verschwand jetzt. Er fiel nach hinten.

Ich nickte Suko zu, sah, wie die Waffe über den Rittern kreiste, eine Kurve drehte und zurückschwang.

Ich riß den Arm hoch und spreizte die Finger.

Pfeifend flog der Bumerang zurück. Genau in meine Hand, als wäre sie ein Magnet und der Bumerang aus Eisen.

»Das war gut«, rief mir Suko zu.

Ich hatte eine Idee. »Bleib du hier«, sagte ich zu meinem Partner. »Ich werde mir mal die Ritter aus der Nähe anschauen.«

»Mach keinen Fehler, John!«

»Unsinn, das packe ich schon.« Bevor Suko weiter protestieren konnte, hatte ich die Deckung des Wagens verlassen.

***

Neben der Brücke lief der Hang hoch. Das weiche Gras dämpfte meine Schritte; ich hatte das Gefühl, auf einem Teppich zu laufen.

So rasch wie möglich lief ich über die schiefe Ebene und näherte mich der Straße, die über die Brücke führte.

Dort oben befanden sich die Ritter auf dem Rückzug. Die Vernichtung eines Artgenossen schien sie schwer getroffen zu haben.

Den Bumerang hatte ich eingesteckt. Er klemmte im Hosenbund.

Die Waffe hätte mich zu sehr behindert, da ich manchmal beide Hände brauchte, um mich abzustützen.

Niemand achtete auf mich.

Die Ritter hatten mit ihrem Rückzug genug zu tun. Pferdehufe trommelten über den Boden. Ich hörte einen heiseren Befehl und beeilte mich noch mehr.

Keuchend stand ich auf der schmalen Straße. Die Ritter entfernten sich in entgegengesetzter Richtung. Jetzt aber sahen sie mich, und einer parierte sein Pferd.

Es mußte der Anführer sein, denn er stach deutlich von den anderen ab.

Seine Rüstung war pechschwarz, und auf seinem Helm wippte eine schwarze Feder.

Drohend stieß er seine rechte Faust hoch und machte seinem Pferd kräftig Dampf.

Buchstäblich aus dem Stand sprang der Gaul los.

Er war schnell, höllisch schnell sogar. Blitzschnell schrumpfte die Distanz zwischen mir und dem Ritter zusammen. Ich kam nicht mehr dazu, meinen Bumerang zu ziehen, denn für mich war es wichtig, nicht unter die Hufe des Gauls zu geraten.

Mir blieb eine Möglichkeit.

Aus dem Stand warf ich mich nach hinten und gleichzeitig zur Seite.

Am Wegrand prallte ich zu Boden, sah, daß der Ritter seine Lanze hochgerissen hatte, um sie mir in die Brust zu stoßen. Nun kam mir der Abhang zugute.

Ich rollte hinunter, genau in dem Augenblick, als der Unheimliche die Lanze nach unten rammte.

Sie hämmerte in den weichen Boden, während ich, mich überschlagend, zurückfiel.

Instinktiv spreizte ich Arme und Beine, wollte meinen Fall aufhalten. Vergeblich. Ich rollte bis zum Ende, während die Ritter oben an der Straße anhielten.

Einer hatte einen Pfeil auf seine Armbrust gelegt.

Das sah nicht ich, sondern Suko.

Der Chinese warnte mich. »Vorsicht, John!«

Ich riß den Kopf hoch, sah die Gefahr und schnellte zur Seite. Der Pfeil war bereits unterwegs, doch er traf mich nicht, sondern hieb an der Stelle zu Boden, wo ich vor zwei Sekunden noch gelegen hatte.

Teufel, das war knapp.

Zu einer weiteren Attacke entschlossen sich die Ritter nicht mehr.

Für sie war der Angriff beendet. Rufus, der Anführer, stieß seine Hand in die Luft, und die verbliebenen sechs Ritter galoppierten davon.

Der Hufschlag verklang in der Nacht.

Ich richtete mich auf und besah mir den Pfeil. Als ich ihn aus dem Boden zog, entdeckte ich die Metallspitze. Der Schaft bestand aus Holz, der Pfeil selbst war sorgfältig ausgewogen.

Suko lief auf mich zu. Auch Shao war aus dem Wagen gestiegen.

In der Ferne zuckten die Blaulichter der heranrasenden Polizeiwagen. Sirenen waren leise zu hören.

Minuten später war das Durcheinander perfekt. Jetzt wollten auch die Neugierigen näher an die Unfallstelle heran, und die Polizei hatte Mühe, sie fernzuhalten.

Ich sprach mit dem Leiter des Einsatzkommandos.

Er wurde freundlich, als er meinen Sonderausweis sah. »Ich kann aber noch nichts unternehmen, Sir«, sagte er. »Sie sehen ja selbst, was hier los ist.«

Ich nickte. »Fordern Sie Verstärkung an.«

»Das ist bereits geschehen, Mr. Sinclair.«

»Wie sieht es mit den Verletzten aus?« fragte ich.

»Bisher habe ich noch keinen genauen Überblick, aber es hat zwei Tote gegeben, die nicht an den Unfallfolgen gestorben sind.«

»Darüber reden wir noch«, sagte ich.

Der Einsatzleiter, er hieß Shanny, ging. Seine Leute hatten es wirklich nicht leicht. Jeder wollte sehen, was geschehen war. Und zahlreiche Zeugen hatten auch unseren Kampf mit den Rittern beobachtet. Manch scheuer Blick wurde uns zugeworfen.

Shao zog fröstelnd die Schultern hoch.

Ich lächelte sie an. »Ich hatte dir abgeraten«, sagte ich.

Suko legte seinen Arm um ihre Schultern und flüsterte ihr ein paar aufmunternde Worte zu.

Ich schaute mir den Bentley an. Nur der Lack hatte etwas abbekommen. An den Seiten und auch auf dem Dach zeigten lange Streifen, wo die Pfeile getroffen hatten.

Ich gab Suko zu verstehen, daß ich mir den Ritter ansehen wollte, den ich getötet hatte. Langsam stieg ich den Hang hoch. Der kopflose Körper hatte sich bereits aufgelöst. Eine leere Rüstung lag auf der Straße. Es klang hohl, als ich mit dem gekrümmten Finger dagegenklopfte. Ich hob die Rüstung hoch. Aus den Öffnungen rieselte Asche.

Ich warf einen Blick über die Steinmauer und sah den Kopf auf der Straße liegen. Vielmehr nur den Helm. Ein Polizist stand daneben und wollte ihn aufheben.

»Lassen Sie das!« rief ich von oben. Der Mann zuckte zusammen, schaute zur Brücke hoch und nickte. Ich stieg wieder hinunter. Es war so, wie ich es bereits vorausgesehen hatte. Auch der Kopf hatte sich aufgelöst. Staub rieselte aus dem Helm, als ich ihn hochhob.

»Verstehen Sie das?« fragte mich der Beamte. Ich hob die Schultern.

»Kaum.« Ich hatte keine Lust, den Mann über Schwarze und Weiße Magie aufzuklären.

Captain Shanny hatte wirklich mobil gemacht. Mit heulenden Sirenen fegten die Einsatzwagen der Feuerwehr und des Katastrophenschutzes heran.

Die Fahrbahn mußte von den zerstörten Wagen geräumt werden, und man mußte sich auch um die Verletzten kümmern.

Captain Shanny fand wieder Zeit für mich. Er fragte: »Sind Sie nur zufällig vorbeigekommen, oder hatten Sie einen Grund, der Sie in diese Gegend führte?«

»Letzteres stimmt.«

»Darf ich wissen, worum es geht?«

»Sie schweigen?«

»Selbstverständlich.«

»Die Ritter machen uns Sorgen.«

»Sie meinen die Überfälle?«

»Genau. Daß die Berichte stimmen, haben wir selbst erlebt. Und nicht nur wir. Auch die anderen Zeugen haben die Monster gesehen. Es ist also keine Legende.«

»Obwohl ich daran kaum glauben kann«, meinte der Captain.

»Es fällt auch schwer«, gab ich ihm recht. »Wissen Sie vielleicht über den Fall Bescheid?«

»Nicht genau. Die Zeugenaussage des Schäfergehilfen ist auch über meinen Schreibtisch gelaufen, aber ich hielt das für Spinnerei, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Leider haben Sie unrecht.«

»Was wollen Sie tun?«

»Soviel ich weiß, hausen die Ritter auf einer alten Burg. Ihr wollen wir einen Besuch abstatten.«

»Wenn ich Ihnen da behilflich sein kann…«

»Nein, nein«, sagte ich schnell, weil der Vorschlag ziemlich halbherzig klang. »Außerdem haben Sie jetzt andere Aufgaben zu erledigen. Wir kommen schon zurecht.«

»Das wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen«, sagte der Captain.

15 Minuten später saßen wir wieder in unserem Bentley. Es war gar nicht so einfach, den Wagen auf die Straße zu lenken. Ich fuhr nur im Schrittempo, schaffte es schließlich und atmete erst auf, als wir die Brücke passiert hatten.

Die erste Begegnung mit den grausamen Rittern lag hinter uns.

Wir hatten sie überstanden. Doch unsere Gegner waren gewarnt.

Ich konnte mir vorstellen, daß ein zweites Zusammentreffen wesentlich härter ausfallen würde…

***

Drohend lag die Burgruine auf dem kahlen Bergrücken. Die alten Gemäuer waren zum Teil eingefallen, sie hatten den Angriffen der Gegner nicht widerstanden, und doch gab es noch genügend Verstecke in der Burg, in denen sich die Ritter aufhalten und verbergen konnten. Vor allen Dingen tagsüber, wenn die Sonne am Himmel stand, mußten sie in einer totenähnlichen Starre in ihren Grüften liegen und warten. Erst wenn die Dunkelheit hereinbrach, dann erwachten sie.

Wieder jagten sie durch die Nacht. Diesmal nicht so siegessicher wie zuvor. Sie hatten einen Mitstreiter verloren.

Wieso?

Rufus hatte sich und seine Getreuen bisher für unbesiegbar gehalten, das war nun vorbei. Ein Mensch war gekommen, ein Mensch mit einer gefährlichen Waffe, und diese Waffe, von einem Menschen geschleudert, hatte einen der ihren besiegt.

Es mußte ein besonderer Mann sein, weil er dies geschafft hatte.

Doch wer kam dafür in Frage?

Rufus wußte im Moment keine Antwort. Er wollte aber mit seinen Getreuen darüber reden.

Sie trieben die Pferde an. Bald schon würde es hell sein, und wenn der erste Sonnenstrahl auf die Erde tupfte, wollten sie in ihren Grüften liegen.

Der Weg wurde steiler. Die Hufe der Gäule klirrten über nacktes Gestein. Die Pferde kannten den Weg, sie waren trittsicher und rutschten nicht ab.

Die unheimlichen Gestalten ritten jetzt hintereinander. Vom Tal her waren sie kaum zu erkennen, weil die Dunkelheit sie schützte.

Als dunkelgraues Tuch lag die Finsternis über dem Land.

Die Außenmauern der alten Burg standen nicht mehr. Sie hatten vor Hunderten von Jahren den Kanonenkugeln nicht standgehalten und waren nur noch als Schutthaufen zu erkennen. Doch zwischen den Fragmenten befand sich genügend Platz, damit die Gruppe hindurchreiten konnte.

Hier wucherte das Unkraut kniehoch. Moos hatte eine grüne Schicht auf die Steine gelegt, so daß sie wie mit einem Teppich bedeckt aussahen.

Der Wind jammerte durch die Mauerreste, produzierte Klagelieder und übertönte noch das Klirren der Hufe.

Die Ritter hielten auf dem Burghof ihre Pferde an und bildeten einen Kreis.

Rufus ritt in den Mittelpunkt, schaute sich um und stieß unter seinem Helm ein grausames Lachen aus. »Wir haben es ihnen wieder einmal gezeigt«, sagte er. »Zwei von ihnen sind gestorben, das Chaos kam, aber auch wir haben einen Freund verloren. Ein Mann kam, der eine mörderische Waffe besitzt, und deshalb gibt es für uns nur ein Ziel.

Tod diesem Mann!«
»Tod – Tod – Tod!« drang es als dumpfes Echo unter den fünf Helmen hervor.
»In der folgenden Nacht werden wir zuschlagen, dann muß dieser Mann und sein Begleiter sterben.«
Die fünf Ritter nickten.
Rufus aber drehte sein Pferd um die Hand. Er ritt bis zu einem Torbogen, hinter dem ein Weg begann, der in die Tiefe führte, wo die Verliese und Kellergewölbe der Burg lagen.
Dort war ihr Reich. Da standen die Särge, in denen sie tagsüber lagen und auf die Dunkelheit warteten. Dort hielten sie auch ihre magische Tafelrunde ab, wenn sie mit den Mächten der Hölle Kontakt aufnahmen.
Und dort befand sich ihr Gefangener, der ihnen von einer mächtigen Dämonenfürstin als Diener übergeben worden war.
Der Gefangene war kein geringerer als Myxin, der Magier!
Asmodina hatte ihn nicht getötet, sondern gedemütigt. Und das war für Myxin, den Magier, fast noch schlimmer als der Tod. Er, der sich auf die Seite John Sinclairs geschlagen hatte, mußte für Asmodina Frondienste leisten und unterstützte somit ihr Werk.
Daran verzweifelte der kleine Magier mit der grünlich schillernden Haut fast.
Er irrte durch die Gewölbe der Burg, ohne sich je befreien zu können, denn ein starker Zauber hielt ihn im Innern des Berges fest.
Vergeblich hatte er versucht, sich zu befreien, bis er einsehen mußte, daß alles keinen Zweck hatte.
Myxin war und blieb ein Gefangener.
Nachdem John Sinclair versucht hatte, ihn aus Asmodinas Reich und damit aus den Klauen der Todesengel zu befreien, disponierte die Teufelstochter sofort um. Myxin in den Dimensionen des Schreckens zu lassen, war schlecht möglich, denn seine Anwesenheit bildete einen ständigen Unruheherd, den Asmodina sich nicht gefallen lassen konnte, weil auch sie dabei war, neue Pläne zu erarbeiten. Sie hatte große Dinge vor, und Myxin störte dabei. Es war ihr inzwischen sogar gelungen, Dr. Tod zu erwecken und ihn auf John Sinclair anzusetzen. Er würde den Geisterjäger schaffen. Mit großem Vergnügen hatte Asmodina Myxin davon berichtet, bevor sie ihn in die Verbannung schickte.
Der Magier hatte sogar darum gebeten, ihn zu töten, aber davon wollte Asmodina nichts wissen. Myxin sollte leiden, er sollte sehen, wie sie ihre Macht festigte und wie hilflos er in Wirklichkeit doch war. Deshalb hatte sie ihn den Rittern überlassen, so daß Myxin bei niedrigen Dämonen den Lakai spielen mußte.
Eine schlimme und grausame Strafe.

Der kleine Magier hatte alles versucht, um die Ritter zu besiegen.
Er kam nicht gegen sie an. Durch Asmodinas Magie waren auch seine Kräfte stark reduziert worden.
Er hatte alle Tricks angewendet, es mit einem Gegenzauber versucht, doch der prallte ab. Und Hilfe konnte er nicht erwarten. Seine Schwarzen Vampire, praktisch die Hausstreitmacht, waren aufgerieben worden.
Myxin war nur noch ein Schatten seiner selbst!
Das Burggefängnis konnte er nicht verlassen. Manchmal ketteten die Ritter ihn sogar an und quälten ihn, um ihn auch noch zu verhöhnen und verspotten. Das waren für den kleinen Magier dann die schlimmsten und bittersten Stunden.
In dieser Nacht konnte er sich frei bewegen. Stundenlang wanderte er durch die Gewölbe. Er schaute in die Nischen hinein, in denen die großen Steinsärge standen. Hier verbrachten die Ritter ihre Tage, denn die Sonnenstrahlen waren für sie tödlich.
Als sie jetzt zurückkamen, hatte sich Myxin in eine dunkle Nische verzogen. Der Schein der Pechfackeln reichte nicht bis zu diesem Platz. Der Magier spürte die Spinnweben über sein Gesicht gleiten, und er bekam mit, wie die Ritter sein Versteck passierten.
Es waren nur noch sechs!
Einer fehlte also.
Wo steckte er?
Myxin verhielt sich ruhig. Er hoffte, daß sich die Ritter darüber unterhalten würden, und er täuschte sich nicht.
Sie sprachen von ihrem nächtlichen Ausflug. Myxin hörte etwas von einem Mann, der eine besondere Waffe besaß, mit der er einen Ritter getötet hatte.
Das konnte nur John Sinclair sein!
Freude durchströmte den kleinen Magier. Sollte seine letzte Verzweiflungstat Erfolg gehabt haben? Nachdem sämtliche Befreiungsversuche mißglückt waren, hatte Myxin zum letzten Mittel gegriffen. Zur telepathischen Botschaftsübermittlung. Alle Fähigkeiten hatte Asmodina ihm nicht nehmen können. Als die Ritter schliefen und deren Magie ein wenig abgeflacht war, hatte es Myxin versucht.
Trotz der Fesseln war es ihm gelungen, durch reine Gedankenmagie ein Bild seines Zustands und seines Gefängnisses über Hunderte von Meilen hinweg an einen anderen Ort zu projizieren.
Und in Sinclairs Wohnung gab es magische Gegenstände, die dieses Bild aufnehmen konnten. Myxin hatte bisher nicht gewußt, ob sein Versuch gelungen war; der Vorgang erschöpfte ihn so sehr, daß er in einen Schlaf gefallen war, der fast einer Bewußtlosigkeit glich.
Aber die Ritter sprachen über einen Feind.
Dann war John Sinclair da!

Für Myxin war es klar, daß er nicht mehr zurück konnte. Er mußte mit dem Sinclair-Team Seite an Seite kämpfen, obwohl er damals ihr Gegner gewesen war. Doch die Ereignisse hatten die alte Feindschaft überrollt.

Aus Feinden waren Verbündete geworden.

Die Ritter stiegen von ihren Pferden. Die Gäule blieben dabei so lange ruhig stehen, bis die Füße der Unheimlichen den Boden berührt hatten. Dann trotteten sie gemächlich davon. Sie verschwanden in einem anderen Gewölbe, nachdem sie einen Torbogen passiert hatten.

Die Ritter blieben zurück. Und Myxin. Rufus wußte genau, wo sich der Magier aufhielt. Mit barscher Stimme holte er ihn zu sich.

Myxin ging hin. Auf seinem Gesicht lag sogar ein Lächeln. Er sah eigentlich aus wie immer, trug seinen langen dunklen Mantel, und die Hände hatte er in den Taschen vergraben.

Vor Rufus blieb er stehen. Der Raubritter klappte sein Visier hoch. Bleich schimmerte der Totenschädel, die leeren Augenhöhlen glotzten den kleinen Magier an. »Du weißt etwas«, sagte Rufus, »das spüre ich genau!«

»Was sollte ich wissen?«

»Wer ist dieser Mann?«

»Ich weiß nicht, von wem du sprichst«, erwiderte Myxin gelassen. Rufus zog sein Schwert. Die Spitze zitterte dicht vor Myxins Kinn.

Normalerweise hätte der Magier darüber gelacht. Mit einem Schwerthieb war er früher nicht umzubringen gewesen, aber nun sah die Sache anders aus. Er war seiner meisten Kräfte beraubt worden und fühlte sich hilflos und unterlegen.

»Soll ich dir den Kopf abschlagen?« drohte Rufus.

»Ich weiß nichts.« Myxin blieb standhaft. »Dieser Mann hat einen von uns getötet. Wie sollte er sich auf unsere Spur gesetzt haben, wenn nicht durch dich?«

»Ich war immer hier.«

»Das wissen wir auch!«

»Warum verdächtigst du mich dann?«

»Weil ich dir nicht traue.« Rufus zog sein Schwert wieder zurück.

»Aber wenn ich merke, daß du uns hintergangen hast, wirst du geköpft, du Wicht!«

Myxin zuckte unter dieser Beleidigung zusammen. Niemand hätte es früher gewagt, ihn auch nur schief anzusehen, und jetzt schleuderte man ihm die harten Worte ins Gesicht, ohne daß er etwas dagegen unternehmen konnte.

Wie tief war er gesunken!

Die übrigen Ritter wurden unruhig. Ein Zeichen, daß der Morgen dämmerte.

Auch Rufus merkte dies. Er drehte sich um und befahl den anderen,

sich zurückzuziehen.

Die Ritter verschwanden wie Schemen in der Dunkelheit. Nur die Rüstungen klapperten und rasselten.

Rufus ging als letzter.

Seine Nische war etwas breiter als die der anderen. Er besaß auch den größten Sarg.

Diese Nischen waren den Rittern zum Schicksal geworden, denn vor Hunderten von Jahren hatte man sie bei lebendigem Leibe in die Särge gelegt und dort eingemauert.

Eine schlimme, grausame Strafe. Aber noch schlimmer sollte die Rache der Ritter werden.

Begonnen hatten sie bereits damit.

Myxin hörte noch das Knirschen, als die Sargdeckel über die Unterteile der Sarkophage schleiften. Das waren die letzten Geräusche, dann wurde es still.

Und am Himmel fand der erste Sonnenstrahl seinen Weg auf die Erde.

***

Wir erreichten Gulbine am frühen Morgen und mit viel Glück. Es grenzte fast an ein Wunder, daß wir den kleinen Ort überhaupt gefunden hatten, so versteckt lag er.

Es war ein typisches Gebirgsdorf. Dabei befanden sich die Häuser nicht im Tal, sondern sie klebten an einem Berghang. Der Ausdruck »Häuser« war stark übertrieben, diese Bauten konnte man höchstens als Hütten bezeichnen.

Ein schmaler Weg führte zum Gulbine hoch, der eigentlich noch schmaler war als der Bentley. Ich wunderte mich laufend, daß ich noch nicht im Straßengraben gelandet war.

Unterwegs hatten wir immer nach der Burg Ausschau gehalten, sie jedoch nicht gesehen. Die Mauern schienen sich vor uns verkrochen zu haben.

»Hier möchte ich nicht wohnen«, murmelte Suko. »Das ist ja ebenso schlimm wie in manchen tibetanischen Bergklöstern.«

Ich gab ihm recht.

Wir erreichten den Ortseingang.

Holpriges Pflaster, dazwischen Schlaglöcher, in denen noch die Reste vom letzten Regen schimmerten. Schiefe, aus Stein gebaute Häuser mit ebenfalls steinernen Dächern. Eine kurvige Straße. Hier und da ein verrostetes Fahrrad, nur zwei Autos, zwei alte Krämerläden, struppige Hunde, aber wenig Menschen.

Es gab keine Gehsteige. Die Straße wurde nur von den Häusern begrenzt. Warf man einen Blick nach links, so sah man den Berghang, der sich weiter dem Gipfel entgegenschob und dessen grüne Matte

schon bald von kahlem Gestein abgelöst wurde.
Ich sah auch die hellen Flecke am Hang. Das waren Schafe, die dort ihr spärliches, hartes Gras fanden.
»Wo willst du parken?« fragte Suko.
»In der City!«
Suko grinste wie ich. »Dann gib acht, daß du die City auch findest.«
Ich bremste. »Wir sind schon da.«
Ich stoppte dort, wo die Häuser am dichtesten nebeneinander standen.
»Tolle Atmosphäre«, meinte Suko und schaute Shao an. »Was sagst du denn dazu?«
»London ist mir lieber.«
»Du wolltest unbedingt mit.«
»Schon gut.«
Wir stiegen aus. Und schon kamen sie aus ihren Hütten. Dorfbewohner, Neugierige. Die Blicke, mit denen man uns bedachte, waren eher ablehnend und feindselig.
»Willkommen sind wir nicht gerade«, meinte Suko und legte einen Arm um Shaos Schultern. Das Girl drückte sich schützend an ihn.
Es war wahrhaftig kein angenehmer Aufenthaltsort. Meinen Urlaub wollte ich hier nicht verbringen.
Sorgfältig schloß ich den Wagen ab. Der Bentley wurde ebenso feindselig angestarrt wie wir. Vielleicht hatten die Bewohner etwas gegen Autos.
Möglich war alles.
Immer mehr Menschen kamen zusammen. Sie traten aus den Häusern und schmalen Gassen zwischen den Bauten, und niemand sprach ein Wort. Sie starrten nur finster.
Ich lächelte und hob die Hand.
»Mein Name ist John Sinclair«, stellte ich mich vor und sagte dann die Namen von Suko und Shao. »Wir sind in friedlicher Absicht in euer Dorf gekommen, weil wir euch helfen wollen. Habt ihr verstanden?«
Schweigen.
Ich versuchte es auf eine andere Art. »Wir wollen euch gegen die Ritter helfen, die euer Land terrorisieren. Deshalb sind wir gekommen!«
Diesmal bewirkten die Worte etwas. Allerdings nichts Positives für uns, sondern das Gegenteil.
Man machte gegen uns Front.
Die Menschen nahmen eine drohende Haltung ein. Hände wurden geballt, Fäuste geschüttelt.
»Da hast du wohl was Falsches gesagt«, flüsterte Suko.
»Das Gefühl habe ich auch«, gab ich ebenso leise zurück.
Die Menschen rückten noch näher zusammen. Ich wartete förmlich

darauf, daß jemand ein Messer oder eine Schußwaffe zückte, doch das geschah zum Glück nicht.

Ein anderes Ereignis trat ein.

Aus einem der größten Häuser kam ein Mann. Er stieß hart die Tür auf, zu der vier Treppenstufen hochführten, und blieb auf der obersten stehen.

Er schaute über die Köpfe der Männer hinweg und uns ins Gesicht. Wir hielten dem Blick stand.

Der Mann war etwa 40 Jahre alt, hatte pechschwarzes Haar, ein hart geschnittenes Gesicht und eine sehr hohe Stirn. Er machte keinen unsympathischen Eindruck, er war der Typ eines Naturburschen.

Die Menschen hatten bemerkt, daß dieser Mann aus dem Haus getreten war.

Sie bildeten eine Gasse.

Und sie sprachen noch immer nicht.

Der Mann setzte sich in Bewegung. Nicht zu langsam, aber auch nicht zu hastig schritt er die Stufen hinunter. Er war ein Typ, der wußte, was er wollte, und wahrscheinlich hatte er hier im Ort das große Sagen.

Er schaute nicht nach rechts und auch nicht nach links, stolz schritt er durch die Gasse. Der Mann war mit einer derben Cordhose und einer halblangen Jacke bekleidet. Die Nase mit dem scharfen Rücken sprang hart aus dem Gesicht hervor.

Und plötzlich wußte ich auch, was mich unter anderem stutzig gemacht hatte.

In diesem Ort gab es keine Kinder.

Seltsam…

Solch einen Ort hatte ich noch nie gesehen. Überhaupt gefiel mir die Atmosphäre nicht. Ich sah keine Kirchturmspitze und auch keine Kapelle.

Und das im katholischen Schottland. Wo waren wir hier gelandet? Ich warf Suko einen raschen Blick zu. Mittlerweile kannte ich meinen Partner lange genug, um seinen Gesichtsausdruck deuten zu können. Der Chinese fühlte sich ebenfalls nicht wohl. Er sagte jedoch nichts, auch ich schwieg, denn ich wollte erst einmal abwarten.

Zwei Schritte vor uns blieb der Mann stehen. Zu Shao hin verbeugte er sich leicht, dann schaute er mich an.

»Ihre Namen habe ich vernommen«, sagte er. »Und ich habe auch gehört, aus welchem Grunde Sie zu uns gekommen sind. Damit heiße ich Sie willkommen.«

»Danke«, erwiderte ich, »das ist sehr nett von Ihnen. Sind Sie hier der Bürgermeister, Mister…?« Hinter das Mister setzte ich noch ein Fragezeichen.

Der Mann lächelte. »Ich bin so etwas Ähnliches wie der

Bürgermeister, Mr. Sinclair. Mein Name ist übrigens King Cutler.«
»King?«
»Ja. So nennt man mich.«
Ich lächelte. »Nun, warum nicht. Da Sie ja den Grund unseres Kommens inzwischen kennen, möchte ich gern von Ihnen wissen, wie Sie dazu stehen?«
»Ich bewundere Ihren Mut.«
»Wirklich?«
Er nickte. »Sicherlich. Es verirren sich selten Fremde in unseren Ort.«
Ich hob die rechte Hand und wies in die Runde. »Nun, eigentlich hatten wir gar nicht vor, uns hier in Gulbine aufzuhalten. Wir sind auf der Suche nach der Burg. Uns geht es um diese Ritter, die schon genug Schaden angerichtet haben, und da hörten wir, daß jemand aus Gulbine uns helfen könnte.«
»Wer?« fragte er.
»Ein Schäfer. Er soll die Ritter gesehen haben und vielleicht mehr über sie wissen.«
King Cutler nickte. »Das ist möglich«, erwiderte er. »Aber ich glaube nicht an die Existenz dieser reitenden Mordgesellen. Keiner von uns glaubt daran, wir haben sie nämlich noch nicht zu Gesicht bekommen, und die alte Burg ist längst verfallen. Das können Sie mir glauben, Mr. Sinclair.«
»Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen erklärte, daß wir die Ritter gesehen haben?«
Er schwieg eine Weile. »Ich wäre, zumindest skeptisch.«
»Das brauchen Sie nicht zu sein. Ich kann Ihnen versichern, daß wir die Ritter mit unseren eigenen Augen gesehen haben. Sie überfielen eine Wagenkolonne auf dem Motorway.«
»Haben Sie sich das nicht eingebildet?«
»Nein!« Meine Antwort klang scharf.
»Gut, wie Sie meinen. Was haben Sie jetzt vor? Wie gesagt, Sie und Ihre Freunde sind willkommen.«
»Dafür danke ich Ihnen. Allerdings möchte ich bei meinem Vorsatz bleiben und mit dem Schäfer sprechen. Können Sie vielleicht ein Gespräch mit ihm vermitteln?«
»Das geht schlecht.« Er drehte sich halb und deutete den Berghang hoch. Dabei hob er den Arm und streckte den Zeigefinger aus.
»Sehen Sie dort oben die kleine Hütte?«
Ich schaute genau hin und nickte dann. »Dort lebt er.«
»Das heißt, ich müßte hochsteigen?«
»Es wird Ihnen nichts anderes übrigbleiben, Mr. Sinclair.« Ich schaute Suko an. »Wie ist es? Bleibt ihr hier?«
Shao sagte ja. Damit war der Chinese ebenfalls einverstanden.
King Cutler hatte noch eine Frage. »Warum interessieren Sie sich

eigentlich für die Ritter?«

Ich weiß heute noch nicht, warum ich die Wahrheit verschwieg und nichts von meinem Job sagte, sondern mir eine Ausrede einfallen ließ. »Reine Neugierde, Mr. Cutler.«

»Die oft gefährlich sein kann.«

»Das klingt nach einer Warnung.«

»Nur nach einem Rat, Mr. Sinclair.«

»Danke.« Ich hatte das Gefühl, daß King Cutler noch etwas sagen wollte, doch er unterließ es. Er nickte mir noch einmal zu, drehte sich um und ging wieder zu seinem Haus zurück. Auch die Menschen verstreuten sich allmählich. Zwar wurden uns hin und wieder noch Blicke zugeworfen, mehr aber nicht.

»Ein seltsamer Ort«, meinte Suko.

Und Shao sagte: »Da kann man richtig Angst bekommen.«

»Komisch ist es schon«, gab ich beiden recht. »Mir kommt es vor, als hätten die Leute hier ein Geheimnis, das sie auf keinen Fall preisgeben möchten.«

»Du denkst an die Ritter?« vermutete Shao.

Ich schaute sie an. Shao trug eine rote Cordhose, modisch eng an den Waden geschnitten, und eine dieser dreiviertellangen Strickjacken. Das Haar fiel ihr lang auf den Rücken. »Nicht nur an die Ritter, Shao. Vielleicht ist es noch etwas anderes.«

»Wie kommst du darauf?« fragte Suko.

»Nur so.«

Der Chinese lachte. »Du bist gut. Das nimmt dir keiner ab. Da müßte man schon Beweise haben.«

»Wer hindert uns daran, sie zu suchen? Ist dir eigentlich nicht aufgefallen, daß es in Gulbine keine einzige Kirche gibt? Da stimmt etwas nicht, das sag ich dir. Und auch die Kinder fehlen. Nur Erwachsene.«

Suko hob die Schultern. »Eine Erklärung habe ich nicht, John. Aber du hast einen schönen Weg vor dir.«

»Gern lasse ich euch nicht allein.«

»Wir werden uns schon zu helfen wissen.«

»Wo wollt ihr warten?« fragte ich.

Suko deutete über die Schulter. »Dieses graue Haus sieht mir nach einer Kneipe aus. Wenn wir da nicht sind, findest du uns im Dorf. Wir sehen uns mal um.«

Ich nickte. Dann verabschiedete ich mich von den beiden. Suko und Shao schauten mir nach, bis ich zwischen zwei Häusern verschwunden war.

Aber auch andere Augenpaare beobachteten mich. Und keiner von uns sah, daß manche Gesichter zu haßverzerrten Fratzen geworden waren…

***

Hinter den Häusern ging es direkt steil bergauf. Ein paar kümmerliche Gärten waren angelegt worden, doch in diesem rauhen Bergklima wuchs kaum etwas.

Noch schritt ich über grüne Matten, nur hin und wieder lugten Steine aus dem Boden. Ein kleines Wasserrinnsal floß mir entgegen und lief über meine Schuhe.

Ich trage immer festes Schuhwerk, und das kam mir auch jetzt zugute. Ohne große Schwierigkeiten konnte ich den Berg hinaufsteigen. Wenn es einmal zu rutschig wurde, stützte ich mich an den Steinen ab.

Das Dorf blieb hinter mir zurück. Manchmal warf ich einen Blick nach unten, sah den Bentley auf der Straße stehen, doch von Suko und Shao war nichts zu sehen.

Wahrscheinlich saßen sie schon in der Gaststube.

Ich stieg weiter.

Die ersten Schafe gerieten in meine Nähe. Sie blökten mich an, andere weideten an dem kargen Gras und ließen sich nicht stören.

Beinahe wütend rupften sie es aus dem Boden.

Zwei Hunde mit fleckigem Fell umkreisten in großem Abstand die Herde. Die Hunde gerieten auch in meine Nähe und kamen so dicht heran, daß ich stehenblieb.

Der eine öffnete sein Maul.

Die Zähne sahen nicht gerade vertrauenerweckend aus. Ich lächelte die Tierchen an. Sie schnüffelten, mein Geruch schien sie nicht zu warnen, denn sie zogen sich friedlich wieder zurück.

Ich atmete auf.

Bis zur Hütte hatte ich es nicht mehr weit. Und auch die Schafe kümmerten sich nicht um mich. An eine Atemtechnik hatte ich mich gewöhnt, so daß mir das Steigen nicht viel ausmachte.

Hin und wieder warf ich einen Blick in die Runde.

Von der Burg war nichts zu sehen. Sie mußte wohl hinter dem Berg liegen, den ich augenblicklich erklomm. Als Entschädigung bot sich meinen Augen eine prächtige Landschaft. Berge, Hügel, weite Täler. Außer Gulbine sah ich kein anderes Dorf. Dafür erkannte ich in der Ferne den Wald als dunkle Streifen.

Eine Gegend zum Ausspannen. Wirklich etwas für Individualisten. Wenn nur nicht mein dummes Gefühl gewesen wäre…

Noch ein paar Schritte, dann hatte ich die Hütte erreicht. Sie war wirklich primitiv. Gebaut aus Brettern und Baumstämmen, mit einem windschiefen Holzdach versehen, das ein ganzes Stück vorsprang und Ähnlichkeiten mit den Almhütten der Alpen aufwies.

Von dem Schäfer sah ich keine Nasenspitze.

Ich schritt einmal um die Hütte herum. An der Westseite, wo der

Regen voll hintraf, zeigte das Holz große Nässeflecken. Hinter der Hütte war Holz am Berg hoch gestapelt.

Bis auf das Blöken der Schafe hörte ich kein Geräusch. Mein Blick fiel zurück in das Hochtal.

Dort unten lag Gulbine.

Ich sah die jetzt klein wirkenden Häuser, die Straße, einige Menschen - und… Verdammt, da stimmte doch was nicht. Irgend etwas war anders als vorhin. Ich schaute genauer hin, erfaßte mit meinem Blick jedes Detail, und da wußte ich Bescheid, was anders war.

Ich sah meinen Wagen nicht mehr.

Er war weg - verschwunden!

Das gab es doch nicht. Sollten Suko und Shao etwa einen kleinen Ausflug unternommen haben?

Die Lösung des Rätsels fand ich hier oben nicht, und ich kam auch nicht mehr dazu, mir weitere Gedanken darüber zu machen, denn plötzlich hörte ich hinter mir eine kratzige Stimme.

»Rühr dich nicht, wenn dir dein Leben lieb ist…«

***

Die Stimme klang so entschlossen, daß ich erst einmal gehorchte.

Stocksteif blieb ich stehen, denn ich war mir völlig sicher, daß der Kerl in meinem Rücken irgendeine gefährliche Waffe in der Hand hielt. Ein paar Sekunden vergingen. Weiter blökten die Schafe, mir kamen die Laute wie Hohngelächter vor, weil ich ahnungslos in die Falle getappt war.

Dann vernahm ich hinter mir einen knirschenden Schritt. »Jetzt kannst du dich umdrehen!«

Diesmal gehorchte ich ebenfalls. Langsam schraubte ich mich nach rechts, bis ich meinem Gegner gegenüberstand.

Ein Gegner war er, denn er hielt eine Sense in der Hand. Die scharfe Schneide funkelte im fahlen Sonnenlicht, und die Spitze zitterte so dicht vor meiner Kehle, daß ich unwillkürlich zurückzuckte.

Der Schäfer kicherte.

Ich versuchte es mit einem Lächeln und sagte: »He, begrüßen Sie Ihre Gäste immer so?«

»Nur die Fremden und die, die nicht willkommen sind.«

»Ich bin aber extra einen weiten Weg gefahren, um Sie zu sehen«, erklärte ich.

»Woher kommst du, Mann?«

»Aus London.«

Er überlegte. »Ja, das ist weit. Und was willst du von mir?«

Da er mich duzte, wählte ich ebenfalls diese Anrede. »Ich möchte mit dir sprechen. Du bist doch der Schäfer hier?«

»Ja. Und worüber willst du reden?«

»Nimm erst mal die Sense weg. Ich bin wirklich in friedlicher Absicht gekommen.« Er war noch immer mißtrauisch und seine Blicke nicht gerade offen.

Aber er senkte die Waffe, zögernd zwar, doch immerhin. Ich atmete auf. Danach sagte ich meinen Namen. »Und ich bin Rocco«, stellte er sich vor.

»Kein schottischer Name.«

»Nein.« Mehr sagte er nicht dazu. Urig sah er schon aus. Mit seinem dichten schwarzen Bartgestrüpp und dem großen Schlapphut auf dem Kopf. Er trug derbe Kleidung, und seine Hände waren fast doppelt so groß wie die meinen.

»Sollen wir nicht ins Haus gehen?« fragte ich. Er hob die Schultern, drehte sich dann, stellte die Sense weg und wandte mir den Rücken zu. Ein Zeichen seines Vertrauens.

Den Kopf mußten wir beide einziehen, als wir die Hütte betraten.

Im Innern war es düster, durch die kleinen Scheiben fiel nur wenig Licht. Ich sah ein paar Regale an der Wand, einen roh gezimmerten Tisch, eine Holzbank, einen alten Ofen. Zum Hang hin wurde die Hütte niedriger. Dort erkannte ich auch die Umrisse einer Tür. Sie mußte in den Berg hineinführen.

Der Schäfer setzte sich auf die Bank. Ich nahm neben ihm Platz und bot eine Zigarette an.

Er schüttelte den Kopf. Gelassen nahm er seine Pfeife aus der Tasche und füllte den Kopf mit Tabak. »Die rauche ich lieber.«

Ich gab ihm Feuer.

»Du hast gute Augen, John«, sagte er. »Ich merke das sofort. Und ich kann mir auch denken, weshalb du gekommen bist. Es geht um die Ritter, nicht wahr?«

»Genau.«

»Glaubst du die Geschichte?«

»Natürlich.« Er schaute mich überrascht an. Ich lächelte breit.

»Wäre ich sonst von London hergekommen? Außerdem habe ich die Ritter selbst gesehen.« Ich berichtete, was uns widerfahren war.

Der Schäfer hörte zu und nickte hin und wieder. Irgendwie hatte ich zu dem Mann Vertrauen gefaßt, er war anders als die Dorfbewohner, das sagte ich ihm auch.

Rocco lachte. »Mit denen da unten komme ich nicht klar.«

»Darf man den Grund erfahren?«

Jetzt blickte er mich ernst an. »Du hättest deine Freunde nicht allein lassen sollen.«

»Warum nicht?«

»Weil sie keine Fremden wollen.«

»Das muß aber einen Grund haben.«

»Hat es auch. Wer nicht für Barrabas ist, der ist gegen ihn und gegen

sie.«

»Wer ist Barrabas?«

»Der Drache!«

Jetzt wußte ich überhaupt nichts mehr. Ich wollte etwas über die Ritter erfahren, und er redete plötzlich von Barrabas. Wie paßte das zusammen?

Danach fragte ich ihn auch, wobei er die Schulter hob und mit seiner Erklärung begann. Es wurde eine lange Geschichte, ich will sie so knapp wie möglich erzählen.

»Als die Zeit der Kreuzzüge begann, sammelte man auch in Schottland die besten Ritter, um das Heilige Grab zu verteidigen. Viele folgten dem Ruf, nur wenige weigerten sich. Zu den letzten gehörten auch die Ritter um Rufus, ihren Anführer. Sie hatten schon immer ein ausschweifendes Leben geführt, überhaupt nicht nach dem Ehrenkodex der Ritter. Sie raubten, mordeten und brandschatzten. Schon bald waren sie verschrien. Die Menschen im Land hatten Angst vor ihnen, und als die meisten Ritter zu den Kreuzzügen aufbrachen, war kaum jemand da, der die Zurückgebliebenen gegen den Terror der Ritter verteidigte. Es wurde eine schlimme Zeit, die Ritter um Rufus trieben es ärger und ärger. Sie lästerten Gott und verbündeten sich mit dem Teufel. In ihrer Burg fanden schlimme Dinge statt. Man sprach nur hinter vorgehaltener Hand davon, denn Zeugen gab es kaum. Viele starben einen schrecklichen Tod. Sie stellten Kreuze verkehrt herum auf und zündeten sie an. Wenn das Fanal des Satans leuchtete, dann wußten die Menschen Bescheid, daß die Ritter wieder ihre schlimmen Feste feierten.«

»Wie ging es weiter?« fragte ich.

»Geduld, mein Freund, Geduld«, erwiderte der Schäfer. »Wie ich schon sagte, die Ritter um Rufus terrorisierten das Land und beteten den Teufel an. Ich will Einzelheiten verschweigen, nur soviel möchte ich sagen: Als die anderen Ritter vom Kreuzzug zurückkehrten, fanden sie ein Chaos vor. Niedergebrannte Dörfer, verwüstete Felder und getötete Menschen. Trotzdem feierten sie einen Dankgottesdienst, und danach brachen sie zu einer Strafexpedition auf. Als sie die Burg erreichten, waren die Ritter so gut wie kampfunfähig. Berauscht vom Wein, konnten sie kein Schwert mehr halten. Die Angreifer hatten leichtes Spiel. Widerstand wurde sofort gebrochen, und dann bekamen die Ritter ihre Strafen. Sie wurden bei lebendigem Leibe in Sarkophage gelegt, diese stellte man in Nischen und mauerte sie zu. Es soll schrecklich gewesen sein, denn die Ritter haben bis zum letzten Atemzug geschrien und geflucht. Gnade kannte man nicht. Die Mordbrenner starben, und die Jahrhunderte vergingen. Bis dann ein Ereignis eintrat, das alles wieder rückgängig machte.«

Der Schäfer hatte sich so auf die Erzählung konzentriert, daß seine

Pfeife ausgegangen war. Er zündete sie wieder an. Danach berichtete er weiter.

»Die Ritter lagen also in ihren Sarkophagen. Die Burg wurde zerstört, und dann war eines Nachts alles anders. Ich habe es gesehen, und für mich war es wie ein Weltuntergang. Irgendwie klaffte plötzlich am Himmel ein Riß, etwas fiel auf die Erde und landete nahe dem Ort Gulbine. Was es war, darüber konnte man nur Vermutungen anstellen, auf jeden Fall sind die Einwohner des Ortes mit dem Fremden in Berührung gekommen, sie veränderten sich.«

»Wie?« wollte ich wissen.

»Das weiß ich nicht, aber sie veränderten sich. Sie wurden anders und sprachen vom großen Drachen, der bald kommen würde. Eines Tages rissen sie die Kirche ab. Sie brannten sie bis auf die Grundmauern nieder. Ich beobachtete dies von dieser Hütte aus. Noch heute sehe ich die Rauchwolke über dem Dorf schweben. Damit aber nicht genug. Nachdem sie die Kirche dem Erdboden gleichgemacht hatten, zogen sämtliche Dorfbewohner hoch zur Burg der Ritter. Sie waren mit Hacken und Schaufeln bewaffnet, ich ahnte, was sie vorhatten. Ich sollte Recht behalten. Die Leute hämmerten die Nischen auf, in denen die grausamen Ritter zur letzten Ruhe gebettet lagen. Sie haben diese Teufel befreit.«

Das war ein Schock. Den mußte ich erst verdauen. Und wir wollten die Ritter jagen. Plötzlich wurde mir bewußt, in welcher Gefahr Suko und Shao schwebten. Auch das Verschwinden des Bentley sah ich in einem ganz anderen Licht.

Was braute sich da über unseren Köpfen zusammen?

Rocco schaute mich ernst an. »Ahnst du etwas?«

»Ja, so einiges.«

»Du kannst dich nicht gegen ein ganzes Dorf stellen und gleichzeitig noch die Ritter töten. Das geht über deine Kräfte, glaube mir. Wir stehen allein, niemand kann und wird uns helfen.«

Ich kaute auf der Lippe. Mein Plan war plötzlich null und nichtig geworden. Ich schaffte es nicht mehr, zur Burg hochzugehen und mich den Rittern zum Kampf zu stellen. Suko und Shao waren jetzt wichtiger. Ich mußte sie aus dem Dorf holen.

Das sagte ich auch Rocco.

Er machte ein zweifelndes Gesicht. »Wenn es nur noch nicht zu spät ist«, sagte er.

»Wieso? Glaubst du, daß die Menschen meinen Freunden etwas angetan haben?«

»Bestimmt. Sie sind nicht mehr normal. Mich akzeptieren sie noch. Sie haben mich ausgestoßen, und ich werde mich hüten, in das Dorf zurückzukehren. Wenn die Ritter unterwegs sind, muß ich mich verstecken, sonst hätten sie mich längst umgebracht.«

Da war etwas Wahres dran.
Was also tun?
»Nein, ich muß an meine Freunde denken«, sagte ich.
Rocco nickte. »So hätte ich auch gehandelt. Die Ritter schlafen tagsüber, die Sonne ist tödlich für sie. In der Nacht kannst du sie stellen.«
»Das heißt, ich habe Zeit.«
»Ja.«
»Dann könnte ich versuchen, meine Freunde aus Gulbine herauszuholen«, überlegte ich laut.
»Hoffentlich schaffst du es. Die Einwohner reagieren verdammt schnell, wenn man ihnen an den Kragen will.«
Da hatte Rocco recht. Deshalb wollte ich keine Sekunde länger in der Hütte bleiben. Ich stand auf und wandte mich zur Tür. Diesmal paßte ich nicht auf und stieß mir prompt den Kopf. Der Schäfer folgte nach draußen.
Zwei Schritte vor der Tür blieb ich stehen. Meine Augen wurden groß, als ich sah, wer vom Dorf her den Hang hochkam.
Das waren mindestens 30 Menschen. Sie gingen in einer langen Kette und hatten bereits die Hälfte des Weges zurückgelegt. Jeder von ihnen trug eine Waffe.
Jetzt sahen sie uns.
Wild schwangen sie ihre Fäuste. Drohungen wurden ausgestoßen. Die Menschen wollten mir an den Kragen, und damit platzte auch mein Plan.
Rocco, der Schäfer, sprach das aus, was ich dachte. »Jetzt bleibt uns nur noch die Flucht. Die Übermacht ist zu stark.«
Dem war nichts mehr hinzuzufügen.

***

Suko legte seine Hand auf die Türklinke.
»Verschlossen«, sagte er.
Shao trat einen Schritt zurück und schaute an der Hauswand hoch. »Ob das überhaupt ein Gasthaus ist?«
Der Chinese hob die Schultern. »Es sieht wenigstens so aus.«
»Die beobachten uns immer noch«, meinte Shao. »Ich… ich habe richtig Angst bekommen.«
»Seltsam sind die Menschen hier schon«, gab Suko zu. »Manchmal kommt man sich in Schottland vor wie am Ende der Welt.« Der Chinese wußte, wovon er sprach. Schon oft genug hatte er in diesem Land Abenteuer erlebt.
»Wo gehen wir hin?« fragte Shao. »Warten möchte ich hier nicht. Man steht so unter Kontrolle.«
Das war auch Sukos Meinung. Bevor sie sich entschlossen, das Dorf

ein wenig näher zu erkunden, ging Suko zum Bentley, schloß den Kofferraum auf und bewaffnete sich.

Er nahm die Dämonenpeitsche und auch den silbernen Dolch an sich. Die Beretta hatte er sowieso. Eine Ersatzwaffe bekam Shao, auch die Gnostische Gemme hängte Suko ihr um.

Shao schaute ihm ernst ins Gesicht. »Du rechnest mit einer Gefahr?«

Suko nickte. Er warf die Haube wieder zu, nahm Shao an der Hand und ging mit ihr weiter.

Sie schritten ein Stück die Hauptstraße hinab, die sich im letzten Drittel des Dorfs senkte und in ein Tal führte. Es sah romantisch aus, denn die Straße lief über eine alte Holzbrücke weiter. Unter der Brücke schäumte ein Bach. Gurgelnd floß das Wasser über die Steine.

Suko warf auch einen Blick zur Hütte hoch. Er erkannte mich als kleinen Fleck.

»Da geht John«, sagte er.

»Hoffentlich hat er Erfolg.«

Suko lächelte Shao zu. »Der bestimmt.«

Hand in Hand schritten sie weiter. Einmal huschte aus einem Seitenweg eine Katze. Dicht vor den Schuhsohlen der beiden fuhr sie entlang. Shao erschrak.

Suko lächelte nur. Er ging mit Shao nach rechts, genau in den Weg hinein, aus dem die Katze gekommen war.

»Was willst du denn hier?« fragte Shao.

»Mal sehen.«

Der Weg war um die Hälfte schmaler als die Hauptstraße. Er war nicht gepflastert, man hatte den Lehm kurzerhand festgefahren.

Dicht an dicht standen zu beiden Seiten die windschiefen Häuser.

Die Bretter zeigten eine graue Farbe. Unterschiedlich hohe Fenster mit schmutzigen Scheiben hingen schräg in den Hauswänden.

Ebenso alt waren die Türen. Farbe erschien Suko und Shao hier als ein Fremdwort.

Manchmal sahen sie Gesichter hinter den Scheiben. Nur Frauen, keine Kinder oder Männer.

Sie wurden beobachtet.

Plötzlich blieb Suko stehen.

»Was ist?« flüsterte Shao.

»Da ist doch ein Auto abgefahren. Es hörte sich an wie unser Bentley.«

»Unsinn, wer sollte schon Interesse an dem Wagen zeigen? Das war bestimmt ein anderes Fahrzeug.«

»Gibt es das hier überhaupt?«

»In welchem Jahrhundert leben wir denn?«

Suko runzelte die Stirn. »Das frage ich mich bald auch. Wenn ich das hier sehe, glaube ich fast, im Mittelalter zu leben.« Er faßte Shao

wieder an der Hand. »Komm weiter.«

Die Gasse beschrieb eine Kurve. In deren Scheitelpunkt saß ein Hund mit fleckigem Fell. Er öffnete seine Schnauze, als er die beiden Spaziergänger sah. Die Zähne waren nicht ungefährlich.

Shao schüttelte sich.

Hinter der Kurve sahen sie dann, daß sie in einer Sackgasse gelandet waren. Die Gasse mündete in einen ziemlich großen Hof, der von mehreren scheunenartigen Bauten begrenzt wurde.

Suko und Shao blieben stehen. »Das hätte ich vorher wissen sollen«, murmelte der Chinese und drehte sich um.

Der Hund mit dem fleckigen Fell trottete auf sie zu. Aus einem Hauseingang löste sich ein Zwillingsbruder von ihm, gesellte sich zu dem ersten Tier und nahm ebenfalls Kurs auf Suko und Shao.

»Ob die uns vorbeilassen?« fragte Shao leise.

»Es käme auf einen Versuch an.« Suko hatte den Satz kaum ausgesprochen, als er hinter sich ein quietschendes Geräusch hörte.

Sofort drehte er sich um und zog Shao mit.

Mehrere Türen waren geöffnet worden. Aus den scheunenähnlichen Gebäuden traten Männer.

King Cutler an der Spitze.

Diesmal trug er eine Waffe.

Es war ein Gewehr. Und die Mündung zeigte unmißverständlich auf Shao und ihren Freund.

Aber nicht nur er war bewaffnet, auch die anderen fünf Männer trugen Gewehre. Zum Teil archaische Flinten, doch Suko war sicher, daß die Schießprügel noch funktionierten.

»Das kann ja heiter werden«, sagte er nur.

»Eine Falle«, kommentierte Shao und zuckte zusammen, weil ein Hund so dicht an ihrem Bein vorbeistrich, daß er sie mit dem Schwanz berührte.

Einen Schritt vor den beiden setzte sich der Köter hin, starrte die Menschen an und bleckte sein Gebiß. Das zweite Tier machte es ihm nach.

Es war eine beklemmende Szene. Keiner der Männer sagte ein Wort. Nur ihre Waffen redeten eine stumme, harte Sprache.

Suko ergriff das Wort. Er wandte sich an King Cutler. »Behandeln Sie Ihre Gäste immer so?«

»Sie hatten Zeit genug, um wegzufahren«, erwiderte der.

»Wir müssen auf unseren Freund warten.«

»Der wird nicht mehr kommen.«

»Was haben Sie vor?«

»Man wird Ihren Freund und auch diesen Schäfer jagen und uns ihre Köpfe bringen. Wer die Ruhe des großen Barrabas stört, muß sterben.«

»Wer ist dieser Barrabas?«

King Cutler lächelte falsch. »Keine Sorge, ihr werdet ihn schon zu sehen bekommen!«

»Sie würden uns wirklich töten?« fragte Suko.

Als Antwort hoben die Männer ihre Waffen.

Suko nickte. Es wäre Wahnsinn gewesen, die Beretta zu ziehen und sich gegen die Leute zu stellen. Vielleicht ergab sich später eine Chance. Suko und Shao hätten eben nicht so vertrauensselig sein sollen.

»Man weiß, daß wir hier sind«, versuchte Suko es ein letztes Mal.

»Hier hat Sie niemand gesehen«, bekam er zur Antwort. »Ihr Wagen ist auch verschwunden.«

Also habe ich mich doch nicht getäuscht, dachte Suko.

»Und jetzt haben wir genug geredet, Chinese. Du und deine Freundin werdet zu Barrabas gehen. Er freut sich bestimmt darauf, eure Bekanntschaft zu machen…«

***

Ich schaute mich um.

Es gab nur einen Fluchtweg: Den Berg hinauf. Die anderen Wege wurden uns von den Leuten abgeschnitten.

Ich fragte den Schäfer: »Nach oben?«

Er hatte seine Sense geholt und nickte. »Ja, es gibt keine andere Möglichkeit.«

»Wo liegt denn die Burg?«

»Denkst du immer noch daran?«

»Sicher.«

»Du wirst sie von der Bergspitze aus sehen können.«

Die Verfolger waren inzwischen näher gekommen. Deutlich hörten wir ihre Stimmen. Und es waren beileibe keine Schmeicheleien, die sie uns an die Köpfe warfen.

»Die werden uns töten, wenn sie uns in die Hände kriegen«, sagte der Schäfer.

Der Meinung war ich auch.

Selbst die trägen Schafe wurden von dem Geschrei aufgeschreckt.

Blökend ließen sie ihre Weideplätze im Stich.

Die Hunde spürten ebenfalls die Gefahr. Sie waren ihrem Herrn treue Diener und merkten durch ihren Instinkt, daß etwas nicht stimmte. Sie ließen die Herde im Stich und stürzten auf die Dorfbewohner zu.

Obwohl die Tiere nicht gerade klein waren, hatten sie gegen die Meute keine Chance.

Als der erste hochsprang, bekam er einen Hieb mit dem Knüppel voll auf die Schnauze. Winselnd fiel er zu Boden. Den Messerstich überlebte er nicht.

Der zweite Hund wurde totgeprügelt. Diese schrecklichen Taten

heizten die Stimmung der Männer noch mehr an. Sie beschleunigten ihre Schritte. Einige waren zu übereifrig. Sie rutschten wieder zurück, als sie sich an die Verfolgung machten.

Rocco hatte den Tod seiner Tiere mitansehen müssen. Tränen glitzerten in seinen Augen. Seine Hände hatten sich um den Sensengriff verkrampft, hart traten die Knöchel hervor. Wenn er jetzt einen der Männer vor sich gehabt hätte, dann hätte er sicherlich etwas Unüberlegtes getan.

»Die Drachensaat geht auf«, flüsterte er. »Diese Bestien sind keine Menschen mehr.«

Dann brüllte der erste Schuß.

Ich hörte die Kugel pfeifen. Sie hieb unter den Rand des vorspringenden Dachs und riß dort eine Schindel los. Die fiel zu Boden und zerbrach.

Jetzt wurde es allerhöchste Zeit.

»Weg hier!« zischte ich Rocco zu, packte seinen Arm und zog ihn hart herum.

Er nickte. Geschmeidig bewegte er sich an mir vorbei und passierte auch die Hütte, um an deren Hinterseite zu gelangen, wo das Gelände steil anstieg.

Ich dachte an Suko und Shao. Sie waren unten im Dorf geblieben, und ich fragte mich, ob sie es geschafft hatten. Waren sie den Häschern entkommen?

Ich konnte ihnen jetzt nicht helfen.

Rocco, der Schäfer, war hier in der Gegend aufgewachsen, und er kannte sich auch entsprechend gut aus. Vor allen Dingen konnte er sich am Berg bewegen. Was ich mit zwei Schritten machte, schaffte er leicht mit einem.

Es war kein normales Gehen für uns, sondern mehr ein Steigen.

Halt fanden wir immer an den aus der Erde ragenden Steinen.

Manchmal jedoch waren sie rutschig, und nicht nur einmal mußte ich auf Hände und Füße nieder, um mich abzustützen.

Zusätzlich saß uns noch die Angst im Nacken, daß eine Kugel dennoch treffen könnte, denn die Verfolger hatten es nicht aufgegeben, auf uns zu schießen.

Hin und wieder donnerte ein Gewehr auf, doch die Kerle hatten kein Zielwasser getrunken, die Kugeln lagen viel zu weit.

Ich strengte mich ungeheuer an. Die Distanz zwischen uns und den Verfolgern wurde größer. Bis zum Gipfel war es nicht mehr weit. Vielleicht noch 15 Yard.

Aber jetzt wurde es steil.

Zum Glück wuchsen ein paar karge Büsche aus dem Boden, an denen ich mich festhalten konnte.

Rocco wartete bereits auf mich.

Er hatte die Sense drohend erhoben und schwang sie den Verfolgern entgegen.
»Hunde!« brüllte er. »Ihr verdammten…«
Der Schuß krachte, und plötzlich war sein Gesicht voller Blut.
Wie von einem Windstoß erfaßt, fiel er nach hinten und blieb auf dem Bergkamm liegen.
Ich hatte ihn noch warnen wollen, doch es war zu spät. Die Verfolger hatten die Zeit genutzt, in der Rocco sich nicht mehr in der Gewalt gehabt hatte und sich frei und aufrecht präsentierte.
Auf allen vieren krabbelte ich die letzten Yards hoch und bewegte mich auch in der Haltung zu Rocco, dem Schäfer.
Er war tot.
Ein ungeheurer Zorn auf die Mörder erfaßte mich. Aber ich durfte mich jetzt nicht zu unüberlegten Handlungen hinreißen lassen, sondern mußte eiskalt überlegen.
Ich war auf mich allein gestellt.
Ein schneller Rundblick.
Ja, vor mir, auf der nächsten Bergkuppe, lag die Burg. Es waren nur noch Fragmente übrig, ich erkannte einen Teil der Mauern und ein Stück Turm.
Zwischen den beiden Bergen befand sich eine weite Senke, die ich durchqueren mußte.
Ich hatte keine andere Wahl. Den Gedanken, einen weiten Bogen zu schlagen und mich dem Dorf zu nähern, hatte ich schnell verworfen. Dann würde ich den Leuten bestimmt in die Arme laufen, und vielleicht sah alles anders aus, wenn ich die Ritter gepackt hatte.
Ich warf dem Toten einen letzten Blick zu und machte mich auf den Weg…

***

Etwas war anders als sonst.
Das spürte auch Myxin, der Magier.
Es war Tag, und eigentlich mußten die Ritter in ihren Särgen liegen und ›schlafen‹.
Sie ruhten zwar, aber sie regenerierten nicht. Sie blieben unruhig.
Myxin hörte, daß die Deckel bewegt wurden, und die dabei entstehenden Geräusche widerten ihn an.
Er konnte es nicht mehr hören. Zu lange schon vegetierte Myxin dahin. Diese Geräusche erinnerten ihn immer daran, daß er ein Gefangener war, obwohl seine Gegner ihn nie direkt angriffen. Sie nahmen ihn kaum zur Kenntnis. Diese Hilflosigkeit brachte Myxin an den Rand des Wahnsinns.
Aber auch die Luft fühlte sich anders an, sie schmeckte nicht so wie sonst.

Myxin hatte Nerven, die wie empfindliche Antennen reagierten, deshalb bemerkte er sofort, daß etwas nicht stimmte.

Magie strömte in die unterirdischen, von Pechfackelschein erfüllten Gewölbe der verfallenen Burg. Sie breitete sich blitzschnell aus.

Eine gefährliche Magie, die auch Myxins Feind war.

Asmodina!

Er spürte plötzlich ihre Nähe, ihre Allgegenwart. Sie mußte da sein, sie brachte die Magie mit.

Myxin ging ein paar Schritte vor und schaute sich um. Er befand sich jetzt dort, wo auch die Nischen in die Gewölbewand gehauen waren, und er konnte die Särge sehen.

Schaurige Szenen boten sich seinen Blicken.

Da kroch aus einem Sarg zwischen Ober- und Unterteil eine weißgrüne Knochenhand und bewegte knackend die Gelenke, wobei sie ein altes Spinnweben vom Sarg fegte.

Aus einem anderen Sarg drang ein schauriges Ächzen und Stöhnen, als würde jemand in den allerletzten Zügen liegen.

Bei einem weiteren Sarkophag bewegte sich nur der Deckel. Er scheuerte über den Rand, und kleine Steine lösten sich. Wie Regentropfen fielen sie zu Boden.

Die Ritter waren unruhig, auch sie spürten, daß heute etwas anders war als sonst.

Dann knisterte die Luft. Sie begann zu tanzen und zu flirren. Myxin kannte das Zeichen, er wollte weg, doch eine starke Kraft bannte ihn auf der Stelle.

Asmodina erschien.

Sie materialisierte sich aus diesem knisternden Luftwirbel, nahm feste Formen an und wurde von einer eiskalten Schönheit geprägt.

Das lange feuerrote Haar fiel weit bis auf die Schultern. Aus ihrer Stirn wuchsen zwei Hörner, die Augen blickten kalt und gnadenlos.

Kein Fältchen zierte das Gesicht, die glatte Haut erinnerte an Marmor. Sie trug ein langes Gewand, das auf der Vorderseite ein Abbild ihres Vaters zeigte.

Der Teufel!

Auch er war so zu sehen, wie er schon seit Jahrhunderten dargestellt wurde.

Ein dreieckiges Ziegenkopfgesicht, mit abstoßenden Hörnern auf der Stirn und einem bleckenden Grinsen.

Asmodina lächelte teuflisch, bevor sie Myxin ansprach. »Du hast es also geschafft?«

»Was habe ich geschafft?«

»Daß John Sinclair in der Nähe ist.«

»Ich habe damit nichts zu tun!«

Asmodina nickte. »O doch, du kleiner grüner Winzling. Du hast etwas

damit zu tun. Hast du ihm nicht einen Hinweis gegeben? Hast du nicht deine Gedanken als Bild projizieren können?«

»Vielleicht.« Myxin gab es zu, weil er wußte, daß es keinen Zweck hatte, zu lügen.

»Meinst du, dir damit einen Gefallen getan zu haben?«

»Bestimmt.«

»Sinclair wird kommen«, sagte Asmodina. »Er wird diese Burg betreten, aber ich weiß nicht, ob er sie jemals wieder verlassen kann. Dafür sorgen meine Freunde.«

»Dann hast du die Ritter zurückgerufen?«

»Auch. Aber zusammen mit Barrabas, dem Drachentöter!«

»Wer ist das?«

Asmodina ließ sich zu einer Erklärung verleiten. »Vor unendlicher Zeit, als es noch kaum Menschen auf dieser Erde gab und wilde Tiere die Natur beherrschten, da gab es nicht nur die Geister und Dämonen, die auf dem Erdball einen gnadenlosen Kampf ausfochten, sondern auch die Drachenbrut. Sie herrschte in diesem Land mehrere Jahrhunderte und starb nur langsam aus. Aber ein Keim ist geblieben, und diesen Keim habe ich vor kurzer Zeit auf die Erde geschafft. Er wird noch heute aufblühen und zusammen mit den Rittern seine Macht ausweiten, damit es so wird wie vor langer Zeit. Die Menschen in der Nähe haben den Keim bereits gespürt. Sie stellten sich auf seine Seite, denn Barrabas wird kommen!«

Myxin glaubte der Teufelstochter. Denn er hatte in seinem langen Leben zahlreiche Flüche und Prophezeiungen in Erfüllung gehen sehen. Im Reich der Dämonen war es ähnlich wie auf der Erde.

Auch dort gab es Länder, Reiche und gewaltige Gebiete. Jedes Land hatte seine eigene Geschichte, besaß seinen eigenen Herrscher. Man führte Krieg, man rottete sich aus und verfluchte den anderen.

Wenn die Zeit dann reif war, gingen die Flüche in Erfüllung.

Wie hier.

»Wo hat Barrabas solange gelebt?« wollte Myxin wissen.

»Im Nirgendwo – zwischen den Zeiten«, bekam er zur Antwort.

»Doch nun ist er erschienen.«

»Hier auf der Burg?«

»Nein, unten im Dorf. Die Menschen pflegen ihn. Sie wissen genau, was sie ihm schuldig sind.«

»Aber was hat das mit den Rittern zu tun?« wollte Myxin wissen.

»Eigentlich gar nichts. Nur will ich, daß Barrabas mit den Rittern gemeinsame Sache macht. Zusammen bilden sie eine gewaltige Macht, die niemand brechen kann. Auch John Sinclair nicht.«

»Und was geschieht mit mir?« fragte Myxin.

»Du bleibst hier, bis Barrabas kommt.«

»Und wenn er hier ist?«

Jetzt lachte Asmodina. »Dann wird er dich töten, Myxin. Du wirst ein für allemal aus der Geschichte verschwunden sein. Dich hat es einfach nicht mehr gegeben!«

Myxin schaute die Höllenfürstin an. Er konzentrierte sich, sammelte seine Kräfte, doch sein Potential an Magie war erschöpft.

Asmodina lachte ununterbrochen. Sie merkte natürlich, wie Myxin sich bemühte, doch er war zur Erfolglosigkeit verdammt. Es war nicht mehr der Magier wie zu den Zeiten des Schwarzen Tods.

Das wußte Asmodina. Gern hätte sie Myxin damals auf ihre Seite gezogen, doch der kleine grüne Wicht hatte sich anders entschieden.

Und dafür mußte er leiden, bis zum Tod!

Plötzlich wurden die Augen der Teufelstochter feuerrot. Sie wandte einen starken Gegenzauber an.

Aus ihren Augen lösten sich die roten Flecke, rotierten und wurden groß wie Wagenräder.

Beide wirbelten auf Myxin zu.

Der Magier kam nicht weg. Noch immer bannte ihn der Zauber auf der Stelle.

Dann wurde er erfaßt.

Die feurigen Wagenräder schlangen sich über seinen Körper, wurden zu Spiralen und schleuderten Myxin von einer Seite zur anderen. Er erlitt schlimme Qualen. Sein Gesicht verzerrte sich, die Augen traten noch weiter aus den Höhlen, die Knie gaben nach, und der Magier brach zusammen.

Vor Asmodina blieb er liegen.

Noch immer umtanzten die Spiralen seinen Körper. Verächtlich schaute die Teufelstochter auf ihn herab. Auf einen geistigen Befehl hin löste sich die Spirale. Sie verschwand in ihren Augen.

»Nun?« fragte sie.

Myxin gab keine Antwort. Er war fast am Ende.

Asmodina aber wandte sich den Särgen zu. Vor jedem blieb sie einen Moment stehen und schaute ihn an. Sie sprach dabei eine finstere Beschwörung, und die grausamen Ritter erwachten aus ihrem unruhigen Schlaf.

Sie erhoben sich, obwohl es Tag war. Die schweren Sarkophagdeckel wurden hochgehievt und zur Seite gestellt. Dann kletterten die Gestalten aus den steinernen Särgen.

Zuletzt verließ Rufus seine Ruhestätte.

Das jedoch sah Asmodina nicht mehr. Sie hatte das Gewölbe bereits verlassen, stand im Burghof und schaute hoch zum Himmel.

Er hatte sich verändert.

Dunkle, unheimlich anzusehende Wolken trieben heran, ballten sich zusammen und legten eine gefährliche Finsternis über die Erde.

Die Mächte der Hölle formierten ihre Hilfstruppen.

In den Gewölben der alten Burg erwachte das gespenstische Leben, und unten im Dorf wurde Barrabas, der Drachentöter, wiedergeboren…

***

Schon bald erfuhren Suko und Shao, wohin sie zu gehen hatten.

Einer der Männer trat zur Seite und öffnete die rechte Hälfte des großen Scheunentors.

»Da hinein!« befahl Cutler.

Als Suko sich nicht regte, begannen die Hunde drohend zu knurren. Sie erhoben sich, öffneten ihre Mäuler noch weiter und streckten die roten Zungen hervor.

Vor den Hunden hatte Suko keine Angst, sondern vor den Gewehrkugeln. Die Kerle sahen ganz so aus, als würden sie schießen.

Doch Barrabas war die unbekannte Größe.

Wer war er? Was war er? Ein Dämon, ein Untier, ein Geist?

Hatten Suko und Shao überhaupt noch eine Chance, wenn sie erst einmal in der Scheune steckten?

Daran dachte der Chinese, und er suchte fieberhaft nach einem Ausweg.

»Zum letztenmal«, befahl Cutler, »geht jetzt!«

Suko holte tief Luft. Dann hob er den rechten Arm und legte ihn Shao um die Schulter. »Gut«, sagte er, »wir weichen der Gewalt.«

Mit diesen Worten setzte er sich in Bewegung.

Er merkte, wie Shao zitterte. In ihm brannte nicht nur die Sorge um seine Freundin, sondern auch Wut und Zorn wallten hoch. Nie hatte er sich so leicht gegen seinen Willen etwas befehlen lassen.

Die Hunde wichen zur Seite. Sie gingen jedoch mit und knurrten drohend. Suko hatte seine Blicke überall.

Jetzt, wo sich er und Shao in Bewegung gesetzt hatten, war die Aufmerksamkeit der Männer nicht mehr so stark.

Sie fühlten sich sicher, und manche von ihnen hatten sogar ihre Waffen gesenkt.

Auch King Cutler. Nie rechnete er mit irgendeinem Widerstand seiner Gefangenen.

Diese Chance wollte der Chinese unbedingt ausnutzen, und er hoffte, daß auch Shao mitspielte.

Zwischen ihm und Cutler befand sich noch einer der Hunde. Der andere Köter lauerte neben Shao. Den ersten mußte Suko zur Seite schaffen.

Er konzentrierte sich.

Äußerlich blieb er gelassen, ja, er machte sogar einen leicht hilflosen und niedergeschlagenen Eindruck, da war ihm nichts von der Spannung anzusehen. Aber Suko hatte in seiner langen Ausbildung

gelernt, blitzschnell zu reagieren.
Darin war er ein absolutes As.
Und das wußten die Männer nicht.
Inzwischen waren sie so nahe an die Scheune herangekommen, daß Suko hineinschauen konnte.
Viel sah er nicht.
Zwielicht, Düsternis, aber auch Gefahr. Sie spürte Suko, und über seinen Rücken rann es wie mit eiskalten Fingern gezogen. Wenn er erst einmal in der Scheune steckte, war es vorbei.
Deshalb mußte er vorher reagieren!
Noch einen Schritt.
Suko drückte seinen Ellbogen gegen Shao. Ein Zeichen, das sie kannte.
Nun wußte sie Bescheid.
Und Suko handelte.
Sein linkes Bein schnellte vor. So schnell, daß kaum jemand die Bewegung wahrnehmen konnte. Und auch der Bluthund nicht. Er bekam den Tritt voll in die Seite, jaulte auf, wurde hochgeschleudert und flog gegen King Cutler, den Anführer der Männer.
Der war ebenfalls völlig überrascht. Er dachte gar nicht daran, abzudrücken, außerdem wurde er von dem Hund behindert. Der Köter prallte gegen ihn, und eine Sekunde später kam Suko.
»Lauf weg!« brüllte er Shao zu, dann räumte er mit einem Rundschlag den nächsten Gegner von den Füßen und stürzte sich auf King Cutler.
Doch da war noch der zweite Bluthund. Wie ein Pfeil flog sein gestreckter Körper durch die Luft.
Suko konnte nicht schnell genug weg, der Hund prallte ihm in den Rücken.
Der Chinese hörte die Schreie der Menschen, aber auch das drohende Fauchen des Köters. Wenn er jetzt nicht reagierte, würde ihm das Tier die Zähne in den Hals schlagen.
Suko kreiselte herum.
Durch diese Bewegung wurde der Hund von seinem Rücken geschleudert und prallte zu Boden, aber sofort war er wieder angriffsbereit. Da traf ihn Sukos Tritt.
Aufjaulend flog der Köter davon, blieb auf dem Boden liegen, winselte und verstummte schließlich.
Den Hieb sah Suko nicht. Etwas explodierte plötzlich in seinem Nacken, er sah Sterne und ging in die Knie.
Der Schmerz tobte durch seinen Kopf. Schwer stützte Suko sich auf. Der Boden wurde plötzlich zu einem Wellenmeer, er schwankte hin und her.
Doch die Kraft und der Wille des Chinesen waren ungeheuer. Er kam

wieder in Form, schüttelte die Lähmung ab, und als sich die Horde auf ihn stürzte, explodierte er förmlich.

Mit einem heiseren Kampfschrei auf den Lippen schnellte er hoch und ließ seine Fäuste fliegen. Er schlug dabei nach beiden Seiten aus und traf auch.

Männer wurden weggeschleudert wie Puppen. Sie fielen zu Boden, brüllten und schrien.

Suko kämpfte weiter.

Er sah den ersten Hund.

Seine Handkante sichelte nach unten.

Das Tier blieb liegen.

Es war nur gut, daß niemand daran dachte, zu schießen. Sie wollten Suko wahrscheinlich lebend haben, denn einer Kugel hätte er nicht ausweichen können. Die letzte Aktion hatte ihm allerdings ein wenig Luft verschafft.

Suko schaute sich nach Shao um.

Wo steckte sie?

Die Chinesin war nirgendwo zu sehen. Hatte sie es tatsächlich geschafft, der Meute zu entkommen? Suko konnte sich keine weiteren Gedanken mehr darüber machen, denn die zweite Angriffswelle rollte auf ihn zu.

Diesmal kamen sie von allen Seiten, und Suko dachte darüber nach, ob er seine Waffe ziehen sollte. Er ließ es aber bleiben, eine Schießerei hätte keinem geholfen.

Shao war jedenfalls verschwunden. Und das zählte.

Der Chinese warf sich seinen Gegnern entgegen. Er setzte seine Karatekenntnisse ein und verschaffte sich auch Luft. Die Männer purzelten durcheinander. Zwei blieben neben den Hunden liegen und schnappten nach Luft.

Dann aber schleuderte King Cutler seine Waffe. Suko konnte nicht mehr ausweichen. Der schwere Gewehrkolben traf ihn in den Rücken, schleuderte ihn nach vorn, und als Suko für wenige Herzschläge deckungslos war, schlug jemand mit dem Gewehrlauf zu.

Er traf den Chinesen an der Stirn.

Plötzlich ging für Suko die Welt unter. Er wollte sich noch aufraffen, doch der Hieb hatte ihn paralysiert. Suko brach zusammen. Mit dem Gesicht zuerst fiel er in den Staub.

Keuchend bildeten die Männer einen Kreis. Zwei von ihnen hockten noch immer am Boden und fluchten wild. Alle hatten sich die Aufgabe leichter vorgestellt.

King Cutler stieß Suko mit dem Gewehrlauf an.

Der Chinese rührte sich nicht.

»Ist er tot?« fragte jemand.

»Nein, nur bewußtlos.«

»Dann wird er Barrabas noch sehen können.«
Cutler nickte. »Und wie er ihn sehen wird. Los, packt ihn, und dann in die Scheune mit ihm!«
Vier Männer bekamen Suko nicht hoch. Sie schleiften ihn an den Kadavern der Hunde vorbei in die Scheune hinein.
Als sie zurückkamen, nickte King Cutler ihnen zu. »Ihr wißt, was ihr zu tun habt?« fragte er.
Ein stiernackiger Mann antwortete: »Ja, wir werden uns die Chinesin holen!«

***

Shao hatte gesehen, wie Suko den ersten Angriff zurückschlug, und sie hatte auch seine Worte vernommen.
Sollte sie wirklich fliehen?
Sie zögerte einige Sekunden.
Da sprang ein Mann auf sie zu. Shao sah es aus den Augenwinkeln, glitt zur Seite und stieß ihre Faust vor.
Sie traf das deckungsfreie Gesicht des Kerls. Der schrie wütend auf, schleuderte seinen Arm herum und wollte nach der Chinesin greifen.
Shao reagierte schnell. Sie bekam den Arm des Mannes zu packen und setzte einen Hebelgriff an.
Der Mann ging zu Boden.
Andere kümmerten sich nicht um sie, die hatten mit Suko genug zu tun. Für das China-Girl war der Weg frei.
Shao nutzte die Chance. Hier konnte sie Suko nicht helfen. Wenn sie aber frei war, dann gelang es ihr vielleicht, zu seinen Gunsten einzugreifen.
So schwer es ihr auch fiel, sie ließ ihren Freund im Stich.
Shao rannte den Weg zurück, den sie zuvor mit Suko genommen hatte. Ihre Füße trommelten auf den hartgetretenen Boden, der Atem ging keuchend.
Die Schreie der Kämpfenden wurden leiser, blieben zurück. Die Chinesin rannte durch die Kurve und entzog sich der Sicht ihrer Häscher.
Aber wo sollte sie hin?
Sie lief langsamer, suchte nach einem Versteck. Noch war die Gasse leer, noch hatten sich keine weiteren Verfolger formiert, doch lange konnte es nicht dauern, bis man auch die restlichen Einwohner mobilisiert hatte.
Dann hatte sie Glück.
Auf der linken Seite wurde die Tür eines schmalen Hauses aufgezogen, und ein junges Mädchen erschien.
»Miß!« rief sie.
Shao drehte den Kopf.

Das fremde Girl winkte mit dem Zeigefinger. »Kommen Sie! Rasch, beeilen Sie sich!«

Shao dachte nicht lange nach, sondern nahm die Chance wahr.

Wenn es eine Falle war, hatte sie Pech gehabt. Was konnte sie schon verlieren?

Sie drückte sich an dem Mädchen vorbei und huschte ins Haus.

Ihre Helferin warf die Tür sofort zu und verriegelte sie.

Shao lehnte sich an die Wand. »Danke!« keuchte sie. »Vielen Dank.«

Das Girl winkte ab. »Bedanken können Sie sich später. Kommen Sie erst einmal mit.«

Die Räume in dem Haus waren nicht nur klein, sondern schon winzig. Shao betrat einen Wohnraum, in dem ein alter Ofen stand, drei gepolsterte Stühle, ein Tisch und ein Schrank. Durch das schmale Fenster schaute sie auf einen kleinen Garten.

Sie nahm Platz. Ihre Helferin setzte sich gegenüber. »Ich heiße übrigens Shao«, sagte die Chinesin.

»Ich bin Diana Redford. Du kannst mich Diana nennen.«

»Okay.« Diana sah zwar nicht aus wie ein Mannequin, doch durch ihr rotes, lockiges Haar wirkte sie irgendwie frisch. Zudem wuchsen zahlreiche Sommersprossen auf ihrem Gesicht. Sie trug Jeans, ein wollenes Hemd und eine Weste darüber.

»Wohnst du allein hier?« fragte Shao.

»Nein.« In Shaos Augen blitzte es. Diana Redford lachte. »Keine Angst. Nur meine Mutter ist noch im Haus. Und die liegt im Bett. Es geht ihr nicht gut. Zudem ist sie schwerhörig.«

Shao atmete auf.

»Möchtest du etwas trinken?«

Shao nickte. »Vielleicht einen Schluck Wasser.«

»Okay, hole ich dir.« Diana Redford stand auf und verschwand.

Die Chinesin wartete. Sie stand auf und lief zum Fenster. Der Garten war größer als das Haus und wurde von einem Lattenzaun begrenzt. Dahinter sah sie ein Feld. Von ihren Verfolgern entdeckte sie keinen Hemdzipfel. Shao atmete auf. Diana Redford kam zurück. Sie hatte nicht nur Wasser geholt, sondern auch Tee. Shao entschied sich für das belebende Getränk. Auch Diana trank. Dann stellt Shao die Frage, die ihr bereits seit dem Eintritt auf dem Herzen brannte. »Warum hast du das für mich getan?«

Das rothaarige Girl stellte seine Teetasse weg und schaute die Chinesin ernst an. »Ich will es dir sagen. Obwohl ich hier aufgewachsen bin, habe ich mich von den Dorfbewohnern distanziert. Und das nicht nur so. Auch sie haben mich ausgestoßen, ich bin seit Jahren Luft für sie, weil ich mich mit einem jungen Mann eingelassen habe.«

»Ist das denn so schlimm?«

Diana lachte bitter. »Hier schon, denn der junge Mann gehörte auch nicht zur Gemeinschaft. Es ist Rocco, der Schäfer!«

Jetzt wurde Shao einiges klar. Sie erzählte dem Mädchen, daß sie überhaupt nur wegen Rocco hergekommen waren, weil er eben eine Aussage als Zeuge abgeben sollte.

»Deshalb habt ihr das Dorf gegen euch«, murmelte Diana. »Ich hätte es mir denken können.«

»Warum sind die Menschen so komisch?« fragte Shao.

»Das hängt mit Barrabas zusammen.«

»Wer ist das?«

Diana hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, ich habe ihn nie zu Gesicht bekommen.«

»Aber du hast doch von ihm gehört.«

»Das ja.«

»Was spricht man dann von ihm?«

»Schlimme Dinge. Soviel ich weiß, soll die alte Drachenlegende Wahrheit werden.«

»Was ist das nun schon wieder?«

»Du weißt vielleicht, daß Schottland und Irland die Länder sind, die die meisten Sagen und Legenden besitzen. Viele Menschen glauben daran, sie rechnen förmlich damit, daß übersinnliche Kräfte in ihr Leben eingreifen. So ist es auch mit der Drachen-Saga. Vor unendlich langer Zeit sollen hier in diesem Gebiet riesige Drachen gehaust haben. Sie haben Kämpfe geführt und sich gegen ihre Feinde viele Jahrhunderte lang behauptet. Doch irgendwann sind sie ausgestorben. Bis auf einen, der soll zurückkommen.«

»Er ist zurückgekommen«, sagte Shao.

Diana nickte. »Ja. Vor kurzem fand ein Ereignis statt, das ich aus der Ferne mitangesehen habe. Ich befand mich damals bei Rocco auf der Hütte. Über dem Dorf hing plötzlich eine glühende Glocke. Nur für Sekunden, wir hörten ein gellendes Pfeifen, danach ertönte ein Donnerschlag, dann war es wieder ruhig. Hinterher waren die Menschen verändert. Sie sprachen nur noch von Barrabas.«

»Und was ist mit den Rittern?« wollte Shao wissen.

»Das ist wiederum eine andere Geschichte. In welch einem Zusammenhang das Auftauchen der Ritter mit der Geburt des Drachen steht, ist mir nicht bekannt. Es muß jedoch eine Verbindung geben, denn die Ritter sind zum gleichen Zeitpunkt erschienen.«

»Vielleicht bekommen wir das noch heraus.«

»Dann willst du nicht fliehen?« Diana war erstaunt.

»Nein, ich bleibe hier. Außerdem weiß ich nicht, was mit meinem Freund ist. Er ist wahrscheinlich gefangengenommen worden, und ich muß ihn befreien.«

»Wenn Barrabas ihn in seiner Gewalt hat, dann ist es zwecklos«, sagte

Diana.
»So leicht gebe ich nicht auf.« Shao fiel noch etwas ein. »Warum sieht man hier keine Kinder?«
Diana Redford senkte den Kopf und starrte auf die Tischplatte.
»Das ist eine sehr böse Geschichte«, erwiderte sie leise.
»Erzähle sie trotzdem«, bat Shao.
»Die Kinder sind versteckt worden«, berichtete das rothaarige Girl. »Denn die Geschichte besagt, daß der Drache sich seine Kraft aus den Seelen der Kinder holt.«
Shao wurde blaß. »Wirklich?«
»Ja.«
»Aber das ist ja grauenhaft.«
»Wir können nur hoffen, daß die Kinder weiterhin in den Verstecken bleiben, und nicht einmal da sind sie sicher.«
»Und du bist dir hundertprozentig sicher, daß der Drache auch existiert?« hakte Shao noch einmal nach.
Diana nickte.
»Aber was kann man tun?« Shao breitete die Arme aus.
»Nichts.«
»Daran glaube ich nicht.«
Diana hob den Blick. Shao sah, daß sie grünblaue Augen hatte.
»Du lebst in der Stadt, und du kommst nicht aus dieser Gegend. Hier läuft die Zeit anders als in London oder Glasgow.«
»Ja, das stimmt.« Plötzlich horchte Shao auf. Sie hatten Stimmen vernommen.
Männerstimmen.
Die Verfolger kamen.
Diana Redford stand auf. »Schnell, komm, du mußt dich verstecken! Sie werden die Häuser durchsuchen.«
»Und wo?«
»Im Keller!«
»Aber da…«
Diana faßte Shao am Arm. »Rede nicht, komm mit.« Sie zog die Chinesin aus dem Zimmer, in die winzige Diele, wandte sich nach links und stand schon vor der Kellertür. Sie quietschte erbärmlich, als Diana sie aufzog.
Licht gab es nicht, dafür stand auf einem kleinen Regal eine dicke Kerze. Diana besaß Streichhölzer und zündete den Docht an.
Die Flamme flackerte ein wenig, fand dann Nahrung und brannte ruhig.
Shao und Diana stiegen eine alte Holztreppe hinunter. Die Stufen bogen sich durch und knarrten erbärmlich. Das Geländer hing auch nur noch lose in der Halterung.
Später mußte Shao den Kopf einziehen, so niedrig war die Decke

gebaut. Die Chinesin wurde zu einem Verschlag geführt. Es war nicht mehr als ein hüfthohes Loch in der Wand, und Shao mußte dort hineinkriechen.

»Da bleibst du«, sagte Diana.

Die Chinesin nickte. Auf einmal hatte sie Angst. Ihr Herz klopfte oben im Hals.

»Hier finden sie dich nicht«, flüsterte das rothaarige Girl. »Ich stelle eine Kommode vor.«

Sie gab Shao die Kerze und ließ auch die Streichhölzer zurück.

Dann schob sie die Kommode vor die Öffnung.

Shao blies die Kerze aus.

Stockfinster wurde es um sie herum.

»Viel Glück!« rief Diana Redford noch, bevor sie nach oben verschwand.

Shao hörte ihre Schritte auf der Treppe. Im nächsten Augenblick hämmerten schon schwere Fäuste gegen die Eingangstür des Hauses. Dumpf dröhnten sie bis in den Keller.

Shao hatte sich tief in den Verschlag verkrochen. Sie saß auf dem kalten Boden. Mit ihrem Rücken lehnte sie am rauhen Stein. Sie hoffte nur, daß die Männer sie wirklich nicht fanden, denn dann war alles aus.

Oben öffnete Diana die Tür.

Die Männer drangen ins Haus.

Shao vernahm schwere Schritte, und sie erkannte auch die Stimme von Cutler.

»Wo ist das Weib?« brüllte er.

Die Antwort konnte Shao nicht hören, sie vernahm dafür jedoch einen lauten Schrei.

»Lüg nicht!«

Shao ballte in ihrem Gefängnis die Hände. Sie ahnte, was dort oben vor sich ging. Die Kerle versuchten mit Gewalt, den Aufenthaltsort der Fremden herauszupressen.

Wenn Diana Redford jetzt etwas verriet, konnte ihr Shao das nicht einmal übel nehmen.

Sie sagte nichts.

Dafür polterten schwere Schritte durch das Haus, und die Männer kamen auch in den Keller.

»Verdammt, wo ist denn Licht?«

»Es gibt keins«, antwortete Diana.

»Hol eine Kerze!«

Shaos Herz schlug schneller. Obwohl man sie bestimmt nicht hören konnte, hielt sie den Atem an.

Die Männer suchten den Keller ab. Schritt für Schritt näherten sie sich dem Versteck des Mädchens. Die Chinesin zitterte vor Angst.

Einer der Kerle kam dicht an ihr Versteck heran und trat sogar noch gegen die Kommode.

Das Geräusch ließ Shao zusammenzucken.

Wenn der Mann jetzt auf die Idee kam, die Kommode wegzuziehen… Er kam nicht.

Es wurden zwar andere Türen aufgerissen, doch auf den Gedanken, die Kommode zur Seite zu rücken, kam niemand.

»So, du Wildkatze!« hörte Shao Cutlers Stimme. »Dich nehmen wir erst mal mit.«

»Nein! Nein!« kreischte Diana. »Ich muß bei meiner Mutter bleiben. Sie ist krank.«

»Unsinn, die Alte wird ja mal ohne dich ein paar Tage auskommen, ohne gleich zu sterben.«

»Ihr Bestien, ihr verdammten Hunde!«

Die Männer lachten nur.

Shao hörte ihre Schritte auf der Kellertreppe. Wenig später wurde die Tür ins Schloß gerammt, dann war es still.

Die Chinesin weinte vor Erleichterung. Sie hatte man nicht entdeckt, aber was geschah mit Diana?

***

Ich lief durch die Senke. In Westernfilmen hatte ich gesehen, daß Indianer einen Lauf beherrschten, der mehr einem Trab glich. Das versuchte ich auch.

Eine Weile schaffte ich es, dann aber mußte ich wieder völlig normal gehen.

Oft drehte ich mich um.

Meine Verfolger hatten längst den Berggipfel erreicht, wo auch der tote Rocco lag. Aber sie dachten nicht daran, weiterhin hinter mir herzulaufen.

Sie blieben zurück.

Ich atmete auf und ging für eine Weile im Schrittempo weiter.

Mein Ziel hatte ich klar und deutlich vor Augen.

Die Burg!

Drohend hoben sich die verfallenen Gemäuer von der Bergspitze ab. Schon aus dieser Entfernung sah die Burg irgendwie unheimlich aus. Genau der richtige Unterschlupf für die untoten Ritter.

Manchmal hatte ich das Gefühl, meinem Ziel kaum näher zu kommen. Was von der Bergspitze nah ausgesehen hatte, erwies sich als verflixt lange Wegstrecke. Gerade in den Bergen können Entfernungen täuschen.

Ich änderte mein Tempo und lief wieder schneller. In der Senke wuchs saftigeres Gras als an den Berghängen. Dicht unterhalb der Burg verschwand die üppigere Vegetation wieder. Ich sah auch einen

schmalen Pfad, der sich in Schlangenlinien hoch zur Burg schlängelte.

Das war wohl der beste Aufstieg.

Sofort änderte ich die Richtung und lief auf direktem Wege dem Pfad entgegen. Der letzte Bergrücken lag jetzt links von mir. Von den Verfolgern war nichts mehr zu sehen. Ausnahmslos hatten sie sich zurückgezogen. Dabei hoffte ich stark, daß sie die Leiche des Schäfers mitgenommen hatten.

Eine große Frage blieb offen. Warum hatten die Menschen die Verfolgung abgebrochen? Hatten sie Angst, die Burg zu betreten – was verständlich war –, oder glaubten sie daran, daß ich sowieso keine Chance gegen die Ritter besaß?

Ich nahm eher die letztere Alternative an.

Und wie mochte es Suko und Shao wohl ergehen? Hatten sie es trotz aller Widrigkeiten geschafft, aus dem Ort zu kommen?

Trübe Gedanken, fürwahr, doch ich durfte mich durch sie nicht von meinem eigentlichen Ziel abbringen lassen.

Von den Bergen fiel der Wind in die Senke. Er traf mich, wühlte mein Haar durch, und ich stellte fest, daß es merklich kühler geworden war.

Ein regelrechter Temperatursturz hatte stattgefunden.

Ich blieb stehen und schaute mich um. Dabei flog mein Blick auch zum Himmel hoch, und zum erstenmal sah ich die dunklen, drohenden Wolken, die sich dort oben am Firmament zusammengeballt hatten und direkt über der Burg schwebten.

Seltsam…

Normalerweise hätte der Wind die Wolken weitertreiben müssen, das war nicht der Fall. Sie blieben über der Burg stehen, verdichteten sich und brachten die Dunkelheit mit.

Dämmerung mitten am Tag.

Da stimmte etwas nicht. Hätte ein Gewitter in der Luft gelegen, so gäbe es für dieses Phänomen eine natürliche Erklärung. So allerdings glaubte ich nicht an ein Naturereignis. Diese Wolkenbank besaß einen magischen Ursprung.

Ich erreichte den Weg.

Jetzt konnte ich in direkter Linie auf die Burg schauen, die mir wie das schaurige Standfoto aus einem Horrorfilm vorkam.

Die Wolken tobten sich dort oben über der zerfallenen Burg aus.

Sie wogten hin und her, ein scharfer Wind sorgte für immer neue unheimliche Figuren und fuhr rauschend in die Senke, wo er mit unsichtbaren Händen an meiner Kleidung zerrte. Um die Burg zu erreichen, mußte ich mich gegen den Wind anstemmen. Er biß in den Augen, schon bald schwammen sie in Tränen. Staub wurde hochgewirbelt, auch Grassoden rollten über den Weg, und die kargen Zweige der Büsche beugten sich vor der Gewalt der Natur.

Allerdings war der Wind nie so stark, als daß ich hätte aufgeben

müssen. Ich kam ziemlich gut voran, nur kostete jeder Schritt wesentlich mehr Kraft als normal.

Mir blieben auch nicht die Hufeindrücke im Boden verborgen.

Hier also ritten die unheimlichen Ritter immer her, wenn sie von ihren Raubzügen zurückkehrten.

Zwischen den dunklen Wolken leuchtete hin und wieder ein schwefelgelber Schein, als würde ein Gewitter dicht bevorstehen.

Wahrscheinlich war es auch bald soweit, und die ersten Blitze würden dem Boden entgegenfahren, wie die Pfeile zorniger Götter.

Ich schritt unbeirrt weiter, und die Burg rückte näher und näher.

Schon bald erkannte ich Einzelheiten. Ich sah die Löcher in der Burgmauer, die von Kanonenkugeln herrührten. Die Steine waren zum Teil übereinandergefallen und bildeten für jeden Ankömmling große Hindernisse. Einige Teile der Burgmauer waren allerdings noch heil geblieben, sie hatten der Natur und auch den Angriffen fremder Heere getrotzt.

Noch eine halbe Stunde Fußmarsch, dann konnte ich die Burg betreten.

Hier oben pfiff der Wind noch stärker. Die Wolken tobten so dicht über meinen Kopf hinweg, daß ich das Gefühl hatte, nach ihnen greifen zu können.

Als lange Spiralen wurden sie vom Wind in den Innenhof der Burg gedreht. Staub flog hoch.

Ich kletterte über eine kleine Mauer hinweg. Die Steine hatten längst ihre ursprüngliche Stärke verloren. Mit der Hand konnte ich die obersten aus dem Verbund brechen.

Moos und Ranken hatten sich in den Nahtstellen festgesetzt.

Kriechtiere krabbelten erschreckt davon, als sie meinen Fuß über sich sahen.

Ich betrat den Burghof.

Langsam schweifte mein Blick in die Runde.

Nicht nur der Turm war eingestürzt, sondern auch das große Hauptgebäude. Die Trümmer hatten sich auf dem Hof verteilt. Nur noch die Fragmente eines Restflügels standen. Sie sahen aus wie die skurillen Gebilde einer Industrielandschaft.

Ich suchte die Ritter.

Wenn das ihre Burg war, dann mußten sie hier irgendwo stecken.

Oberhalb der Erde gab es kein Versteck für sie. Das hatte ich mit einem Blick erkannt.

Aber jede Burg oder jedes Schloß besaß Verliese und Folterkammern. Oft waren diese unterschiedlichen Räume weit verzweigt und ineinander verschachtelt; die Baumeister damals hatten genau gewußt, warum sie das taten.

Warum sollte es bei dieser Burg anders sein?

Ich glaubte fest daran, daß ich die unheimlichen Ritter in den Gewölben finden würde.

Nur – wo befand sich der Einstieg?

Ich ging ein paar Schritte weiter. Meine Schuhsohlen traten das schienbeinhohe Unkraut nieder. Ein Torbogen fiel mir auf, der die Stürme der Jahrhunderte überstanden hatte.

Und ich sah Spuren.

Hufspuren.

Sie führten direkt auf den Torbogen zu. Jetzt wußte ich auch, welchen Weg die Ritter immer genommen hatten.

Ich durchschritt den Torbogen. Über meinen Rücken lief ein leichtes Prickeln, für mich ein Zeichen, daß die Gefahr sehr nah und die Entscheidung nicht mehr weit war.

Ich lockerte meinen Bumerang, die einzige Waffe, die mir gegen die Ritter helfen konnte – und das Kreuz natürlich. Die Silberkugeln prallten an den Panzern ab, damit war nichts zu machen.

Dann stand ich vor einem Weg.

Er führte in die Tiefe des Berges hinein. Nicht sehr steil, sondern so, daß man ihn bequem gehen konnte.

Dort unten lauerte die Dunkelheit.

Langsam ging ich vor. Immer wieder drehte ich den Kopf und warf einen Blick zurück, denn ich rechnete auch mit einem hinterlistigen Angriff.

Da tat sich nichts.

Leer blieb der Burghof hinter mir zurück.

Zum Kampf würde es unten erst kommen.

Die Dunkelheit nahm mich auf. Ich trug wie immer meine kleine Taschenlampe bei mir, die ich jetzt einschaltete. Uralte, dicke Mauern umgaben mich. Sie waren für eine Ewigkeit gebaut. Der Weg führte weiter in die Tiefe, ging jedoch über in eine Linkskurve, die ich durchschreiten mußte.

Kaum hatte ich den Scheitelpunkt erreicht, als ich einen rötlichen Widerschein sah.

In den Gewölben flackerte Licht.

Pechfackeln, dachte ich.

Ich sparte die Batterie meiner Lampe und schaltete sie vorerst aus. Das rote Licht wies mir den Weg.

Unter meinen Schritten knirschten Steine, wurden von den Sohlen zertreten. Das Heulen des Windes hatte abgenommen. Hier unten war kaum mehr als ein Säuseln zu vernehmen.

Ich wurde noch vorsichtiger, lauschte auf jedes Geräusch, aber noch hielten sich die Ritter zurück.

Ideal für mich wäre gewesen, wenn ich sie in ihren Sarkophagen vorgefunden hätte, doch daran wollte ich nicht so recht glauben.

Soviel Glück kann ein Mensch gar nicht haben.

Wieder bewegte ich mich ein paar Yards voran. Ich wußte aus zahlreichen Büchern, daß man früher oft Fallen ausgelegt und gestellt hatte, um die fremden Eindringlinge zum Schluß doch noch zu kriegen.

Den Gedanken hatte ich kaum zu Ende gedacht, da hörte ich über meinem Kopf das Knirschen.

Instinktiv sprang ich vor.

Das war mein Glück.

Von der Decke her raste ein Fallgitter nach unten. Die Stäbe liefen spitz zu. Sie hätten mich regelrecht aufgespießt.

So rammte das Gitter nur in die Erde.

Puh, da hatte ich Glück gehabt. Mir wurde nachträglich noch heiß und kalt.

Nun wurde ich noch vorsichtiger. Wo befand sich die nächste Todesfalle?

Ich traute mich nicht mehr, in der Mitte des Gangs zu bleiben, sondern ging jetzt dicht an der Mauer weiter. Dazu hatte ich mir die rechte Seite ausgesucht, hier war der Widerschein der Fackel ein wenig heller.

Die Fackeln selbst sah ich jedoch nicht. Sie mußten irgendwo im hinteren Teil des Gewölbes stecken.

Es herrschte eine nahezu unheilvolle Stille hier unten. Eine Stille, vor der man sich fürchten konnte. Nur mein eigener Atem war zu hören und das vorsichtige Setzen der Schritte.

Wo lauerten sie?

Das Gefälle des Gangs hatte sich gelegt. Gerade ging es nun weiter. Und da sah ich die erste Fackel. Sie steckte in einer kleinen Nische, so daß viel von ihrer Leuchtkraft von den Mauern aufgefangen wurde und nur der Widerschein über den Boden zuckte.

Über einen Boden, der plötzlich nachgab.

Eine Fallgrube!

Ich warf mich zurück.

Gerade noch rechtzeitig, denn dicht vor mir kippte der Boden nach unten weg.

Am Rand der Fallgrube blieb ich stehen, senkte den Blick und schaute nach unten.

Himmel, das war tief. Ich konnte überhaupt kein Ende erkennen.

Noch im nachhinein rann mir eine Gänsehaut über den Rücken, und mein Herz klopfte doppelt so schnell wie normal.

Die zweite Todesfalle lag hinter mir. Nur kam ich hier nicht so rasch vorbei wie bei der ersten.

Die Fallgrube war verdammt groß.

Sie reichte fast von einer Gangwand zur anderen, so daß zwischen

den Mauern und der Falltür jeweils zwei äußerst schmale Stege blieben, die über die Fallgrube führten. Die Stege waren kaum breiter als ein Schuh, aber mir blieb keine andere Möglichkeit.

Ich mußte es riskieren!

Mit dem Rücken zuerst drückte ich mich an die Wand. Dann setzte ich behutsam den rechten Fuß vor, prüfte die Standfestigkeit des schmalen Gehstreifens und war einigermaßen zufrieden.

Er würde mein Gewicht halten. Zwar bröckelten einige Krumen Erde und auch ein paar Steine ab, aber das ließ sich noch vermeiden. Ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel, daß ich die Strecke schaffte.

Langsam zog ich das linke Bein nach.

Ausruhen.

Den rechten Fuß vor, das linke Bein nachziehen, all das geschah in Zeitlupe. Nur keine hastige Bewegung, nichts überstürzen, es würde meinen Tod bedeuten.

Am gesamten Körper brach mir der Schweiß aus. Ich spürte ihn in den Achselhöhlen, auf dem Rücken, im Nacken, und auf meinem Gesicht lag er als dicke Schicht.

Mein Herz klopfte laut gegen die Brust.

Zoll für Zoll bewegte ich mich weiter. Die Lippen hatte ich zusammengepreßt, die Zähne bissen aufeinander. Die Konzentration forderte fast Unmenschliches.

Dann lag die Hälfte der Strecke hinter mir.

Ich hob langsam den Arm und wischte mir den Schweiß von der Stirn und auch aus den Augen, vor denen es bereits geflimmert hatte. Das Flimmern hörte jetzt auf, ich konnte klar sehen.

Und was ich sah, jagte mir einen Angstschauer über den Rücken.

Aus der Nische, die der mit der Fackel gegenüberlag, trat eine Gestalt. Ein Ritter!

Er hatte sein Visier hochgeklappt, und ich konnte seinen Totenschädel innerhalb des Helms erkennen. Er wurde vom Fackelschein getroffen und bekam dadurch ein blutiges Aussehen.

Der Ritter grinste mich höhnisch an, wobei sich die Mundpartie des Schädels verzog.

Der Unheimliche ging noch einen Schritt vor, bis er dicht am Rand der Grube stand.

Dann griff er hinter sich, holte einen Bogen von der Schulter und zog noch mit der gleichen Bewegung einen Pfeil aus dem Köcher.

Langsam und nahezu genüßlich legte er den Pfeil auf.

Ich bekam Todesangst.

Der Ritter konnte mich hier abschießen, und ich war völlig machtlos. Eine schnelle Bewegung nur, und ich fiel in die Tiefe der Grube. Es blieb mir auch keine Zeit mehr, die Beretta hervorzuholen, denn der Pfeil würde immer schneller sein.

Der Ritter hob seine gefährliche Waffe, visierte noch einmal und spannte den Bogen.

In der nächsten Sekunde würde mich der Pfeil gegen die Wand nageln…

***

Suko erwachte mit schlimmen Schmerzen am Hinterkopf. Sein ganzer Schädel schien zerspringen zu wollen. Stöhnend drehte er sich auf die Seite und öffnete die Augen.

Zuerst sah er gar nichts, weil das Dämmerlicht vorherrschte. Seine Pupillen mußten sich erst an die Umgebung und die Lichtverhältnisse gewöhnen.

Aber seine Gedanken arbeiteten wieder klar. Er dachte an den Kampf und daran, daß man ihn schließlich niedergeschlagen hatte.

Nur ihn, nicht Shao?

War sie entkommen?

Suko hätte gern ihren Namen gerufen, doch er riß sich zusammen. Er ahnte, daß man ihn in die Scheune gelegt hatte, dorthin, wo er auch hineingehen sollte.

Die Waffen hatte man ihm gelassen, allerdings war er an beiden Händen gefesselt. Man hatte sie ihm übereinandergebunden, und das hinderte ihn sehr in seiner Bewegungsfreiheit.

Mittlerweile hatten sich Sukos Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt. Soviel er erkennen konnte, hatte man ihn tatsächlich in die Scheune verfrachtet.

Sie war ziemlich groß, besaß keine Fenster, aber durch Ritzen in den Wänden und eine Klappe dicht unter dem Dach fiel genügend Licht, um sich orientieren zu können.

Suko probierte erst einmal, ob er die Fesseln loswurde. Das war so gut wie unmöglich. Die Kerle hatten dünne, äußerst reißfeste Lederschnüre genommen, da konnte Suko noch so zerren, es half nichts.

Die Füße hatte man ihm nicht gebunden. Er besaß auch noch seine Waffen, ein großer Vorteil. Ganz so schlecht ging es ihm nun doch nicht - meinte er. Etwas war ihm bereits bei seinem Erwachen aufgefallen. Der Geruch! Er war anders als draußen. Irgendwie beißend und scharf, dabei auch ätzend und leicht nach Schwefel riechend.

Indizien, die auf eine Anwesenheit finsterer Mächte hinwiesen.

Gerade der Geruch war es, der Suko warnte und seine aufgekommene Heiterkeit und Euphorie stoppte.

Suko wurde vorsichtig.

Er lag auf dem harten Boden und sah erst einmal zu, daß er wieder auf die Beine kam. Der Chinese beherrschte seinen Körper.

Was anderen schwerfiel, machte ihm nichts aus. Für ihn war es leicht, mit gefesselten Händen aufzustehen.

Dann stand er.

Wieder begann es in seinem Kopf zu hämmern. Suko holte ein paarmal tief Luft, um auch das Schwindelgefühl zu unterdrücken, das ihn plötzlich gepackt hielt.

Es ging besser.

Von irgendwelchen Aufpassern oder Bewachern sah der Chinese nichts. Er war wohl allein in der Scheune.

Oder…?

Suko ging vor. Seine Knie zitterten noch, doch das machte ihm nichts. Bei jedem Schritt ging es ihm besser.

Dann blieb er abrupt stehen.

Es ging plötzlich nicht mehr weiter. Inmitten der Scheune befand sich eine Grube. War sie leer?

Suko wollte es wissen. Er senkte den Kopf und schaute hinein.

Das Dämmerlicht war doch zu schwach. Es bereitete dem Chinesen große Mühe, etwas zu erkennen.

Er nahm nur Umrisse wahr.

Diese jedoch waren kompakt und gewaltig. Ein riesiger unförmiger Schatten, ungeheuer in seinen Ausmaßen, und sicherlich nahm er die gesamte Größe der Grube ein.

Dort lag etwas.

Sukos Herz schlug schneller. Seine Gedanken wirbelten. Die Männer im Dorf hatten immer nur von Barrabas gesprochen. Der Schatten in der Grube mußte Barrabas sein.

Es gab keine andere Möglichkeit.

Gern hätte Suko jetzt mehr Licht gehabt, um sich Barrabas genauer anzuschauen, denn eine erkannte Gefahr ist nur eine halbe Gefahr.

Da Suko jedoch seine Hände nicht bewegen konnte, kam er auch nicht an sein Feuerzeug.

Er starrte so lange, bis ihm seine Augen tränten. Mehr und besser konnte er jedoch nichts erkennen.

Aber der Geruch.

Der Gestank nach Schwefel und Verbranntem war stärker geworden, und vor ihm in der Grube mußte sich die Quelle befinden.

Plötzlich vernahm Suko das Schnauben.

Erschreckt zuckte er zurück.

Das Geräusch war aus der Grube gedrungen. Und nicht nur das – auf einmal bewegte sich der Schatten.

Die kompakte Masse drehte sich.

Es knirschte, fauchte und ächzte. Die schauerlichen Geräusche jagten dem Chinesen Eiskrümel über den Rücken. Er kam sich vor wie bei der Geburt eines unvorstellbar bösen Monsters.

Und so war es auch.
Die Bestätigung bekam der Chinese einen Atemzug später.
Plötzlich flammte Licht in der Scheune auf. Das geschah so schnell, daß Suko geblendet die Augen schloß. Von vier Seiten schossen die weißgelben Strahlen einem einzigen Ziel zu.
Der Grube!
Und dort lag das Monster.
Suko bekam einen Schreck, als er es jetzt klar und deutlich vor sich liegen sah.
Barrabas war wirklich ein mörderisches Ungeheuer. Sein gewaltiger, schuppiger Körper füllte die Grube aus. Er besaß einen langen, mit zahlreichen Zacken versehenen Schwanz, der Schädel ähnelte dem eines Krokodils, nur war er wesentlich größer. Die Arme und Füße waren im Vergleich zur Körpergröße ziemlich klein, dafür jedoch besaß das Monster pechschwarze, jetzt allerdings zusammengefaltete Flügel, die eng auf dem Rücken lagen.
Das also war Barrabas – der letzte Drache! Ein schauriges Etwas, ein Tier zum Fürchten. Und die Menschen in Gulbine verehrten es.
Noch war Barrabas verhältnismäßig ruhig, aber es würde nicht mehr lange dauern, bis es erwachte, die Grube verließ und Suko entdeckte. Keine Chance für den Chinesen. Suko war kein Mensch, der sich so leicht fürchtete, doch dieser Drache bereitete ihm Unbehagen. Zudem war Suko gefesselt, damit sanken die Chancen noch tiefer. Wenn er überhaupt überleben wollte, dann gab es für ihn nur eins. Flucht! Die vier Scheinwerfer gaben soviel Helligkeit, daß das Innere der Scheune vollkommen ausgeleuchtet wurde. Die Wände des Gebäudes sahen verdammt stabil aus. Die konnte Suko niemals einreißen. Aber wie stand es mit der Tür? Der Chinese hielt sich nicht mehr länger am Rand der Grube auf; er machte kehrt und schritt auf die Tür zu.
Sie besaß zwei große Hälften. Dicke Bohlen gaben ihr eine genügende Standfestigkeit und ließen Sukos Fluchtchancen auf ein Minimum sinken.
Da kam er nicht raus. Und durch die Luke am Dach? Der Chinese drehte sich, schaute hoch und stellte fest, daß es unmöglich für ihn war, diesen Fluchtweg zu wählen. Die Entfernung war zu groß. Er konnte die Luke nicht erreichen, und eine Leiter gab es in der Scheune nicht.
Die Chancen sanken. Und das Monster wurde unruhiger. Er wälzte sich in der Grube hin und her. Ein erstes Fauchen drang aus seinem Maul. Für Suko hörte es sich an wie das Zischen aus mehreren Schweißbrennern.
Er warf einen Blick in die Grube und stellte fest, daß das Monster sein Maul weit aufgerissen hatte.
Der Drache präsentierte Zähne, vor denen man Angst haben mußte.

Gefährliche Hauer, die mit einem Biß einen Menschen zweiteilen konnten.

Suko wollte aus der Scheune.

Und er sah nur noch eine Chance. Er mußte versuchen, die Tür aufzustoßen. Er wollte sich immer wieder dagegenwerfen, bis sie offen war.

Nur – was lauerte dort hinten?

Auf eine Flucht warteten die Einwohner von Gulbine sicherlich.

Wenn er aus der Scheune kam, würden sie sofort zupacken, und das Spiel begann von vorn.

Plötzlich stutzte Suko.

Er hatte vor der Tür Stimmen gehört.

Rauhe Männerstimmen, aber auch die einer Frau. Letztere klang sehr verzweifelt.

Der Chinese trat einen Schritt zurück. Er bekam mit, daß von außen mehrere Riegel zurückgeschoben wurden, dann zog jemand die Tür auf.

Hatte Suko für einen Moment geglaubt, eine Chance zu haben, so sah er sich jetzt getäuscht.

Fünf Männer, mit Gewehren bewaffnet, hatten einen Halbkreis vor der Tür gebildet. Die Mündungen der Waffen wiesen auf den Chinesen.

Suko sah auch das Mädchen.

Es war höchstens 20 Jahre alt, hatte krauses rotes Haar, zahlreiche Sommersprossen im Gesicht und eine geschwollene linke Wange.

Dort zeichneten sich deutlich die Abdrücke einer Hand auf der Haut ab. Das Girl mußte geschlagen worden sein. Wahrscheinlich von King Cutler, denn er hielt sie fest im Griff. Er hatte ihren rechten Arm nach hinten gebogen und gleichzeitig hochgedrückt. Das Girl konnte sich unmöglich befreien.

Suko sah Tränen in den Augen glitzern, und eine ungeheure Wut schoß in ihm hoch.

Cutler schien zu merken, was in dem Chinesen vorging. Er sagte drohend: »Halte dich zurück, Bastard, sonst bist du tot und die Puppe hier ebenfalls.«

Suko nickte.

Cutler schaute sich um. Dann nickte er, löste den Griff und gab dem Girl einen Stoß.

Er war so hart, daß die Kleine an Suko vorbeitaumelte und sich kaum auf den Beinen halten konnte. Innerhalb der Scheune blieb sie stehen.

Cutler grinste Suko an. »Barrabas wird sich mit euch beschäftigen. Er bekommt seine Opfer, dich und das Mädchen!«

»Hast du es dir auch genau überlegt?« fragte der Chinese.

»Und wie!«

»Dann laß wenigstens das Mädchen frei!«

»Nein!« Die Antwort klang endgültig. »Das Weib gehört nicht zu uns. Sie ist eine andere und hat uns verraten. Dafür bekommt sie ihre verdiente Strafe!«

»Aber sie ist ein Mensch!« rief Suko.

»Interessiert uns nicht! Verschwinde jetzt!« fauchte King Cutler und hob sein Gewehr.

Suko nickte. Er sah keine andere Chance, als dem Befehl des Mannes zu folgen. Diesmal würde er abdrücken, und seine Kumpane ebenfalls.

Der Chinese ging zurück. Er hörte das Weinen des Mädchens.

Dann rammte King Cutler die Tür zu. Suko hörte, wie die Riegel vorgelegt wurden.

Er ging zu dem Girl.

»Wie heißen Sie?« fragte er.

Diana sagte ihren Namen. »Und Sie müssen der Freund von Shao sein«, folgerte sie.

»Ja. Kennen Sie Shao?«

Sie nickte. Mit hastigen Worten erzählte sie, wie es zu der Bekanntschaft gekommen war.

Dann fiel Suko ein, daß er etwas vergessen hatte. Er hielt dem Girl seine gefesselten Hände hin. »Lösen Sie die Knoten, schnell!«

Diana machte sich an die Arbeit. Sie war sehr aufgeregt, brach sich zwei Fingernägel ab und geriet ins Schwitzen.

»Nur mit der Ruhe«, sagte Suko, »wir schaffen es schon!«

Er konnte an der Schulter des Girls vorbeischauen und sah den Drachen in seiner Grube liegen.

Noch kam er nicht hervor, aber er erwachte immer mehr aus seiner totenähnlichen Starre. Er bewegte seinen enormen Schwanz, schlug damit um sich, peitschte ihn hoch, und Suko sah, wie der gefährliche Schwanz über den Rand der Grube fuhr.

Jetzt wurde es wirklich Zeit. Suko gab dem Drachen nur wenige Minuten, dann würde er erwachen.

Diana Redford arbeitete wie besessen. Sie zog und zerrte, riß und zupfte…

Suko half ihr dabei.

Auch er scheuerte wie wahnsinnig an den Fesseln, atmete auf, als die ersten Fasern zerrissen und zu Boden fielen.

Noch ein Ruck.

Der Drache stieß ein grollendes Brüllen aus.

Das Girl schrie.

»Machen Sie weiter!« fuhr Suko sie an.

Diana geriet in Panik. Sie hatte schreckliche Angst, was Suko verstehen konnte, denn auch er fühlte sich nicht gerade wohl in seiner Haut. Aber sie durften in diesen Augenblicken nicht die Nerven

verlieren.

Dann hatten sie es geschafft. Die letzte Fessel fiel. Suko spürte, wie das Blut in seine Gelenke schoß. Das kribbelnde Gefühl dabei wurde zum Schmerz. Der Chinese bewegte die Hände, knackte mit seinen Fingern.

»Okay«, sagte er und grinste. »Es kann losgehen!«

»Wollen Sie gegen den Drachen kämpfen?« fragte Diana Redford erschreckt.

»Wenn mir nichts anderes übrigbleibt, ja«, erwiderte Suko.

»Aber er wird Sie… er wird uns …«

»Noch leben wir.« Suko legte einen Arm um die Schulter des Girls und zog Diana mit sich.

Sie bewegten sich weg von der gefährlichen Grube, in der der Drache immer unruhiger wurde. Jetzt hob er seinen Schädel, öffnete das Maul, und eine gespaltene Zunge zuckte hervor, begleitet von einem fauchenden Feuerstrahl.

Ähnlich wie beim Ungeheuer von Loch Morar, dachte Suko, dann jedoch verscheuchte er diese Gedanken und sah zu, daß er für das Mädchen ein Versteck fand.

Raus konnte sie nicht, sie mußten sich innerhalb der Scheune verkriechen. Suko war nur froh, daß Shao nichts geschehen war. Diese Diana Redford hatte wirklich was geleistet, indem sie Shao versteckte.

Geduckt liefen sie weiter. Da die vier Scheinwerferstrahlen auf die Grube gerichtet waren, gerieten die beiden Flüchtlinge aus dem unmittelbaren Bereich der Helligkeit.

Einige Ecken der Scheune lagen im Dämmer. Dort wurden sie nicht so rasch entdeckt.

Suko und Diana tauchten in einen Halbschatten und blieben stehen. Der Chinese zog die Beretta.

Diana schaute aus großen Augen auf die Waffe. »Wollen Sie damit wirklich schießen? Ich meine, mit einer Kugel hat man keine Chance gegen das Monster.«

»Abwarten!«

Suko wollte noch etwas hinzufügen, doch ein uriges Fauchen riß ihm das Wort von den Lippen.

Der Drache hatte seine Kraft zurückgefunden.

Barrabas erhob sich!

Zu voller Größe richtete er sich auf. Dies geschah langsam, beinahe zeitlupenhaft, und der Drache wurde größer und größer. Das Mädchen begann zu zittern. Es faßte nach Sukos Hand. Der Chinese spürte den Griff kaum. Sein Augenmerk war auf den Drachen gerichtet, der immer weiter wuchs und in seiner vollen Größe bis fast an die Decke reichte. Dazu kam noch der yardlange Schwanz, der mit einer immensen Kraft ausgestattet war.

Der Drache brüllte auf.
Langsam drehte er sich herum.
Weit öffnete er dabei sein Maul, und die beiden Menschen hatten für einen winzigen Augenblick die Chance, genau in seinen Rachen sehen zu können.
Sie schauten in einen gierigen Schlund…
Hatte der Drache sie entdeckt?
Suko umklammerte die Beretta so fest, daß seine Knöchel weiß und hart hervortraten.
Noch tat sich nichts.
»Verhalten Sie sich still!« flüsterte er dem Mädchen ins Ohr.
»Schreien Sie um Himmels willen nicht. Reißen Sie sich zusammen. Noch hat er uns nicht gesehen.«
Diana nickte nur. Sprechen konnte sie nicht. Die Angst hatte ihre Kehle zugeschnürt.
Barrabas stieg aus der Grube. Wuchtig, schwerfällig, wie ein Nashorn aus der Steppe Afrikas.
Er drehte seinen Schädel, der fast die Decke berührte.
Suko schluckte. Barrabas schaute immer mehr in ihre Richtung.
Da hatte er die beiden entdeckt.
Plötzlich drang ein grausames Fauchen aus seinem Maul, und im nächsten Moment fuhr eine Feuerwelle auf die beiden hilflosen Menschen zu…

***

Auch ich hatte Angst.
Todesangst!
Der Pfeil lag bereits auf der Sehne, aber der Ritter drückte noch nicht ab. Wollte er das Schauspiel genießen? Wollte er mich leiden sehen?
Doch dann geschah etwas, womit ich nie im Leben gerechnet hatte. Der Ritter stand dicht vor einer Nische. Und aus der Nische kroch etwa in Knöchelhöhe eine kleine, grünlich schimmernde Hand.
Sie packte zu.
Blitzschnell umspannte sie das untere Bein des Ritters. Genau in dem Augenblick, als er die Sehne losließ.
Ein heftiger Ruck.
Der Pfeil flog los.
Doch durch diesen Ruck verriß der unheimliche Ritter den Schuß. Sein tödlicher Pfeil traf nicht in meine Brust, sondern fuhr gegen die Decke des Gewölbes.
Ich war gerettet.
Vorerst.
Der Ritter lag am Boden. Seine Rüstung klirrte. Schwerfällig wälzte er sich auf die Seite und versuchte, wieder auf die Beine zu kommen.

Da er die Rüstung trug, behinderte sie ihn bei seinem Vorhaben. Und ich bekam eine Galgenfrist.

Wer mich gerettet hatte, wußte ich nicht. Im Augenblick war mir das auch völlig egal, ich wollte nur so schnell wie möglich von diesem schmalen Sims runter.

Mir fiel es ungeheuer schwer, mich zu beherrschen. Vorsichtig bewegte ich mich weiter. Nur keinen hastigen Schritt. Langsam, behutsam, obwohl die Zeit drängte.

Neben mir bröckelte es vom Rand der Grube. Kleinere Erdkrumen fielen in die Tiefe.

Aber ich kam voran. Der Ritter hatte sich aufgesetzt. Er konnte auch im Sitzen schießen und nahm seinen Bogen in die rechte Hand. Mit der linken holte er einen Pfeil aus dem Köcher. Verdammt, ich hatte es noch nicht geschafft. Etwa noch eine Beinlänge.

Der Ritter legte den Pfeil auf. In diesem Moment entschloß ich mich zu einer Verzweiflungstat. Ich setzte alles auf eine Karte, holte Luft und stieß mich ab. Ein, zwei Herzschläge lang schwebte ich über der mörderischen Grube, hatte Angst, daß ich es nicht schaffte, sah in die grauenhafte Totenkopffratze des Ritters und auch seinen verdammten Pfeil auf mich gerichtet.

Schaffte er es noch? Da prallte ich zu Boden. Der Ritter ließ den Pfeil fliegen. Ich spürte den Luftzug, so haarscharf sirrte er an meinem Kopf vorbei. Aber er hatte nicht getroffen. Der Aufprall war so wuchtig, daß es mich nach vorn riß. Ich rollte mich über die Schulter ab und kam wieder auf die Füße. Auch der Ritter wollte sich erheben. Einen weiteren Pfeil auf die Sehne zu legen, dazu fehlte ihm die Zeit. Er griff nach seinem Schwert. Ich folgte seiner Bewegung mit der Beretta, zielte genau – und drückte ab. Der Schuß hallte in dem Gewölbe wider, und die silberne Kugel fuhr durch das offene Visier in den Schädel des Monsters.

Das geweihte Silber hatte eine frappierende Wirkung. Der Ritter kippte nach hinten. Seine Rüstung schepperte, und er selbst löste sich auf.

Er wurde zu Staub. Ich atmete auf. Erst jetzt konnte ich mich nach meinem Retter umschauen. Es war Myxin, der Magier! Er hockte in der Nische und lächelte mich an. »So hast du dir unser Wiedersehen bestimmt nicht vorgestellt«, sagte er. Ich schüttelte den Kopf.

»Bestimmt nicht. Aber wie kommst du hierher?«

»Später«, sagte er. »Dieser Ritter ist nicht der einzige gewesen.«

»Ich weiß.«

»Geh, John Sinclair. Räume mit der Brut auf. Tu mir den Gefallen.«

»Willst du nicht mit?«

»Nein, ich kann nicht. Ich bin zu schwach. Asmodina hat mich verbannt. Ich kann mich kaum rühren. Der magische Bann ist stärker

als ich.«

Myxin tat mir leid. Welch ein mächtiger Dämon war er gewesen!

Jetzt hockte er hier in der Nische. Seelisch und körperlich völlig fertig, am Ende…

»Willst du wirklich nicht?« fragte ich.

»Nein, geh allein! Ich bin nur noch ein Schatten meiner selbst.«

»Trotzdem hast du mir das Leben gerettet.«

»Mehr konnte ich auch nicht tun.« Sicher hatte er recht. Es war besser, wenn ich jetzt ging. Denn noch existierten die anderen Ritter. Vor allen Dingen Rufus, der Anführer, war der gefährlichste von ihnen. Ich ließ Myxin zurück. Zwei Gegner hatte ich weniger.

Einer war durch meinen Bumerang auf der Brücke gestorben, der andere jetzt. Wie viele waren es noch? Ich zählte in Gedanken und kam auf fünf. Eine verdammt große Übermacht, die ich vielleicht gar nicht schaffen konnte. Es gab aber auch keinen Rückzug, denn noch einmal konnte ich die verdammten Fallen nicht überwinden.

Langsam ging ich weiter. Meine Sinne waren geschärft. Jeden Moment rechnete ich mit einem hinterhältigen Angriff. Und dann sah ich sie. Nicht die Ritter, sondern die Sarkophage. Das düstere rote Licht ließ sie aussehen wie in Blut getaucht. Ich befand mich inmitten eines großen Gewölbes, von dem sternförmig sieben Nischen abzweigten, in denen die Särge standen.

Hier schliefen die Ritter am Tag. Doch heute nicht. Heute hatten sie auf mich gewartet. Zuerst hörte ich das Knarren der Rüstungen, dann lösten sich fünf unheimliche Gestalten aus den hinteren Schatten der Nischen und kamen auf mich zu. Ich war der Mittelpunkt, und die fünf Ritter kreisten mich langsam ein.

Einen Vorwurf konnte ich mir nicht einmal machen, denn ich war freiwillig in die Falle gegangen. Die Frage war nur, ob ich ihr jemals wieder entfliehen konnte…

ENDE des ersten Teils